Zeitschrift: Archäologie im Kanton Bern : Fundberichte und Aufsätze = Archéologie dans le canton de Berne : chronique archéologique et textes

Herausgeber: Archäologischer Dienst des Kantons Bern

Band: 4A/4B (1999)

Artikel: Orpund, ehemaliges Prämonstratenserstift Gottstatt (heutige Pfarrkirche) : die Ergebnisse der archäologischen Forschungen von 1991 und 1995

Autor: Eggenberger, Peter / Keck, Gabriele

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-726455

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Orpund, ehemaliges Prämonstratenserstift Gottstatt (heutige Pfarrkirche). Die Ergebnisse der archäologischen Forschungen von 1991 und 1995

Peter Eggenberger und Gabriele Keck[1]

Einführung

Kirche und Konventgebäude des Prämonstratenserstiftes Gottstatt in Orpund (bei Biel), das nach der Reformation säkularisiert worden ist, befinden sich heute teils im Besitz der Kirchgemeinde, teils in privaten Händen. Die Kirche sollte wie üblich geostet sein, das heisst das heute fehlende Altarhaus gegen Osten zeigen, doch ist die Anlage gegen Nordosten-Südwesten abgewinkelt. Die teils tiefgreifend umgebauten, einst den ebenfalls verschwundenen Kreuzgang umrahmenden Klostergebäude schliessen an der Südseite an, die gegen die nahe Aare gerichtet ist (Abb. 1). Bedingt durch Restaurierungsarbeiten bot sich Gelegenheit, das niedere Gebäude, welches an das Langhaus der ehemaligen Klosterkirche anlehnt, archäologisch zu untersuchen. Heute befinden sich darin Waschküche, Abstellräume sowie ein Nebenraum zur Kirche. Die Analyse beschränkte sich auf die vom Verputz befreite Fassade, den Dachstuhl sowie die beiden Stirnwände des Dachraums. Da in diesem auch die südliche Fassadenmauer der Kirche zugänglich war, drängte sich zudem deren Untersuchung auf, soweit sie ohne Baugerüst erreichbar und nicht verputzt war (Abb. 2).

Abb. 1: Plan von 1704.

Die Mittelalterabteilung des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern (Daniel Gutscher) beauftragte das Atelier d'archéologie médiévale SA aus Moudon (AAM) mit den Forschungen, die auch von der kantonalen Denkmalpflege (Heinz Zwahlen) begleitet wurden. Die Analyse und die zeichnerischen Aufnahmen vor Ort besorgten Markus Gerber und Heinz Kellenberger (AAM) vom 3. bis 25. September 1991. Der Bestand wurde im Massstab 1:50, einige Details in grösserem Massstab dokumentiert. Davon erstellten Markus Gerber und Franz Wadsack (AAM) die in dieser Publikation abgebildeten Pläne. Die dendrochronologische Altersbestimmung war dem Dendrolabor Heinz und Kristina Egger, Boll, die Vermessung Urs Kindler und die Fotodokumentation Alex Ueltschi sowie Badri Redha (alle ADB) anvertraut. Die Inventarisation der Funde sowie der Bauplastik der Kirche oblag Gabriele Keck (AAM).

Im Hinblick auf den Umbau des Treppenhauses ergab sich 1995 im östlichen Klostergebäude eine weitere Gelegenheit für archäologische Untersuchungen. Im Bereich des vorgesehenen Liftschachtes, in der nordwestlichen Ecke des Gebäudes, musste der Boden erforscht werden. Zudem wurden die vom Einbau des Liftes betroffenen Mauerteile des Ostflügels nach Entfernung des Verputzes untersucht (Abb. 2). Die vom ADB durchgeführten Forschungen dauerten vom 22. Mai bis 20. Juni 1995. Die Leitung oblag Eva Roth und Armand Baeriswyl. Die Planaufnahmen sowie deren Umzeichnung besorgte Michèle Frey, die fotografische Dokumentation Badri Redha und die Vermessung Urs Kindler. Die Inventarisation der Funde erfolgte durch Eva Roth. Die Anthropologin Susi Ulrich-Bochsler untersuchte das in der Grabung aufgedeckte Skelett.[2]

Die Ergebnisse beider Untersuchungsetappen werden in einem gemeinsamen Bericht vorgestellt. Zum besseren Verständnis sind die einzelnen Strukturen mit Nummern bezeichnet.[3]

1 In Zusammenarbeit mit Markus Gerber, Heinz Kellenberger und Eva Roth.

2 Die Dokumentation der Untersuchungen von 1991 und 1995 ist im Archiv des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern deponiert.

3 Es wird für die Untersuchungsetappe 1991 die im Bericht von Markus Gerber eingeführte Numerierung verwendet (1–48). Dies ist auch für 1995 der Fall. Da jedoch damals wieder mit der Nr. 1 begonnen worden ist, setzen wir das Jahr (19)95 davor (95/1–95/21). Allerdings brauchen wir für die Bedürfnisse der Publikation nicht alle Nummern.

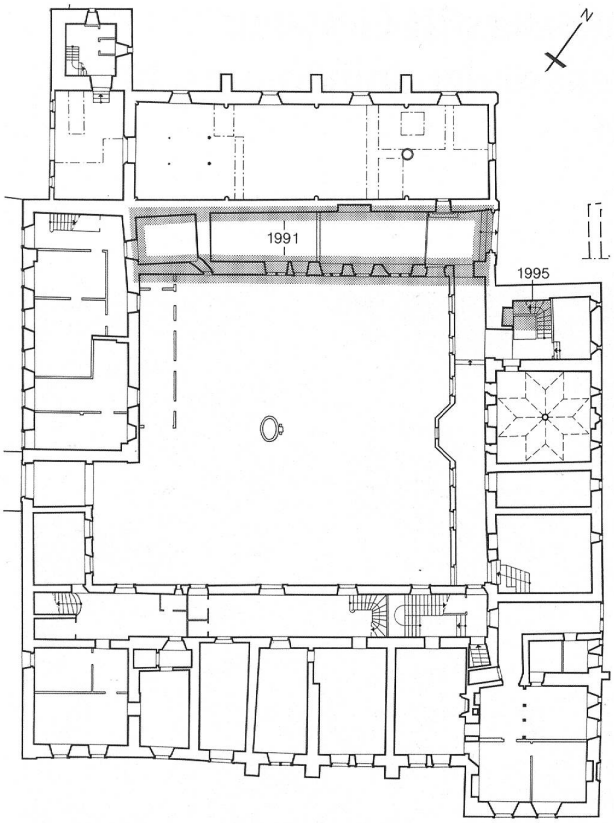

Abb. 2: Plan des Klosters. Die untersuchten Stellen sind mit Raster hervorgehoben. M. 1:500.

Abb. 3: Mauerwerk der Kirche (Südmauer Obergaden).

Abb. 4: Der mittlere der drei abgebrochenen Stützpfeiler.

Wir möchten allen Beteiligten, insbesondere den Besitzern der untersuchten Gebäude, der Kirchgemeinde sowie Herrn und Frau von Sinner, für die Förderung unserer Arbeit herzlich danken. Darin einschliessen möchten wir auch Andres Moser, der uns seine Kenntnisse als Verfasser der «Kunstdenkmäler des Kantons Bern» grosszügig zur Verfügung stellte.

Historische Notizen

Der Orden der Prämonstratenser entstand im Rahmen der Reform der Chorherrenstifte.[4] Auf Initiative des Papstes Calixt II. und des Bischofs Bartholomäus von Laon gründete Norbert von Gennep die erste Niederlassung in Prémontré bei Laon. Der Orden folgte der Regel des hl. Augustinus. Der Rückzug aus weltlichen Bindungen und die persönliche Armut, die *vita apostolica,* stand vorerst im Mittelpunkt des klösterlichen Lebens der Kanoniker. Die Prämonstratenser begannen sich erst im 13. Jahrhundert vermehrt um die Seelsorge an den Laien zu kümmern. Sie verbreiteten sich gleichzeitig mit dem ebenfalls jungen Orden der Zisterzienser; Norbert stand in enger Beziehung mit Bernhard von Clairvaux.

In unserer Gegend entstand gegen 1126 eine erste Niederlassung im Jura, am Lac-de-Joux. Wenig später folgte die Abtei Bellelay, von wo aus das vom Grafen Rudolf I. von Nidau 1247/1255 gegründete Stift Gottstatt besiedelt wurde.[5] Auch wenn man den Niederlassungen der Prämonstratenser im Jura auf den ersten Blick die Suche nach Abgeschiedenheit zugestehen möchte, zeigt sich doch, dass sie an wichtigen Verkehrswegen lagen. Die adligen Wohltäter strebten mit ihrer Gründung nicht nur eine gewichtige

4 Dazu beispielsweise: Binding Günther und Untermann Matthias, Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland, Darmstadt 1985, S. 294–296; de Raemy Daniel und Wyss Alfred, L'ancienne abbaye de Bellelay, Histoire de son architecture, Edition Intervalles, 1992, S. 15–20.

5 Kunstführer durch die Schweiz, hg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bd. 3, Wabern 1982, S. 593; Aeschbacher Paul, Das Kloster Gottstatt: eine kulturhistorische Studie, Biel 1949.

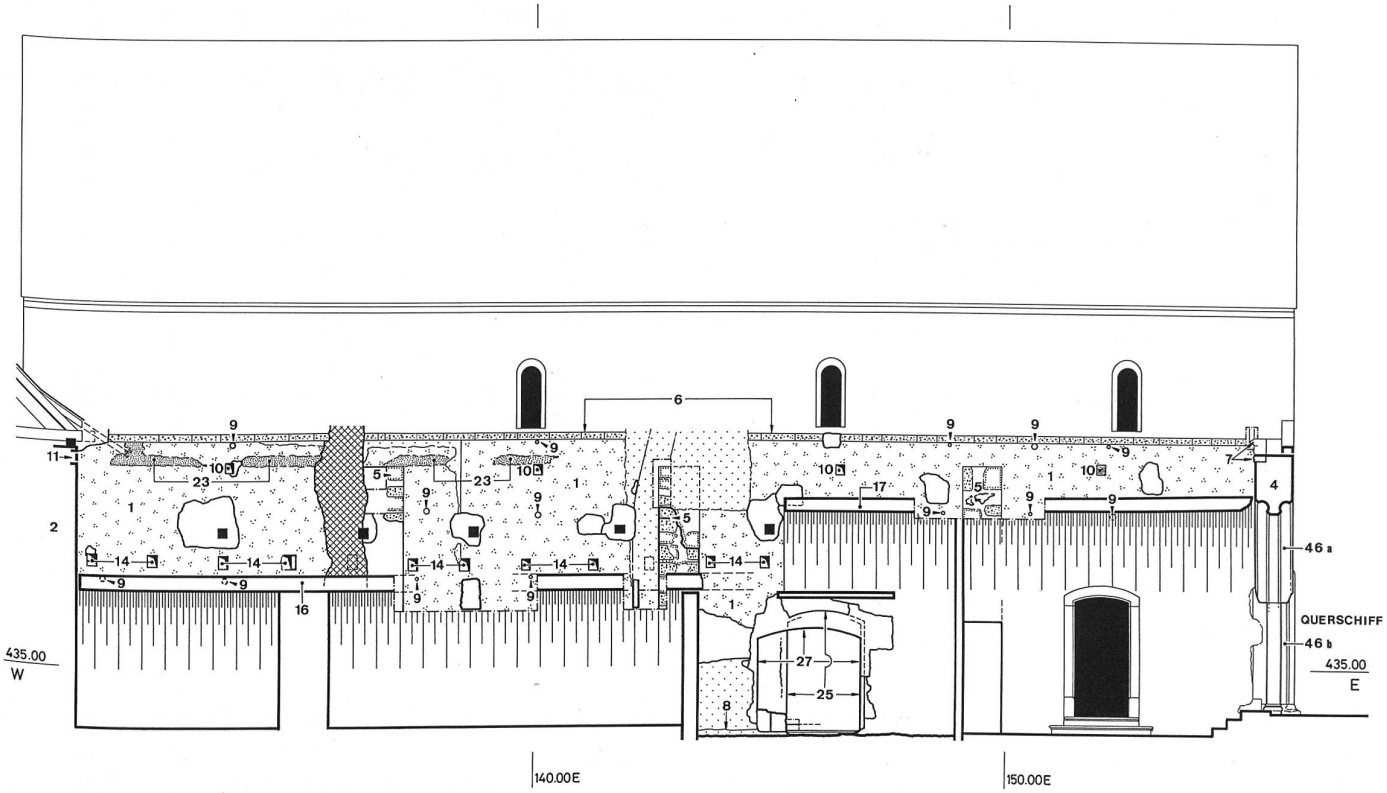

Abb. 5: Südmauer der Kirche. M. 1:150.

Spende zugunsten ihres Seelenheils, sondern ebensosehr die Sicherung und Kolonisation ihrer – gemessen an der schwierigen Zugänglichkeit dieses Berggebietes – abgelegenen Besitztümer an. Auch die Lage von Gottstatt am wichtigen Verkehrsweg der Aare verdeutlicht die Absicht Rudolfs von Nidau, mit dem Kloster in seiner Herrschaft einen Stützpunkt zu schaffen.

Um die finanziellen Mittel für den *Neubau*[6] der Stiftskirche zusammenzubringen, gewährte der Bischof von Basel, der die Klostergründungen förderte, 1295, 1309 und 1314 das Recht, Ablassbriefe zu verkaufen. Diese erlaubten dem Gläubigen, für lässliche Sünden Busse zu tun. 1375 wurde das Stift im Lauf des Guglerkrieges verwüstet, in dem sich Leopold III. von Habsburg-Österreich gegen die Erbansprüche von Ingelram de Coucy wehren musste; die zumeist englischen Söldner, die «Engländer», hatten es als Hauptquartier einer ihrer Abteilungen gewählt.[7] Wenig später fiel die Kastvogtei am Stift an Bern, das in der Folge des Guglerkrieges im Seeland seine Landesherrschaft ausdehnen konnte.

Anfangs des 16. Jahrhunderts ist eine grössere Bautätigkeit verbürgt, kurz bevor Gottstatt 1528 aufgrund der von Bern eingeführten Reformation säkularisiert wurde. Von nun an verwaltete ein bernischer Schaffner die Güter. 1798 wurden die ehemaligen Konventbauten schliesslich an Private veräussert. Die Kirche, deren Chor abgebrochen worden ist, dient seit 1528 dem reformierten Gottesdienst. Sie wurde in jüngster Zeit 1905, 1955/56 und 1965/66 restauriert.

Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen

Peter Eggenberger

1. Der Bestand auf der Südseite der Kirche

1.1 Kirche

Der untersuchte Bereich der Kirche bildet einen Teil der Südmauer (1) des Langhauses (Abb. 5). Gegen oben wird er durch ein Gurtgesims (6) begrenzt, das wenig unter den drei Fenstern der Hochmauer liegt, gegen unten weitgehend durch die Gewölbe (16, 17) des niederen, durch ein Pultdach gedeckten Gebäudes, das die Kirche auf der Südseite begleitet. Dieses ist heute in vier Räume unterteilt. Einzig im – von Westen gezählt – dritten Raum ist die Fassade der Kirche bis auf das Niveau des Bodens sichtbar. Der wenig über diesem vorhandene Vorsprung (8) von 10 cm kann auf das üblicherweise breitere Fundament hindeuten.

Das Mauerwerk besteht weitgehend aus leidlich lagenhaft verlegten Kalkbruchsteinen, unter die sich Tuff- und Sand-

6 Kunstführer durch die Schweiz, S. 593.

7 Lang Beatrix, Der Guglerkrieg, Ein Kapitel Dynastengeschichte im Vorfeld des Sempacherkrieges, Historische Schriften der Universität Freiburg, Freiburg 1982, S. 49, 82f., 102, 106, 117.

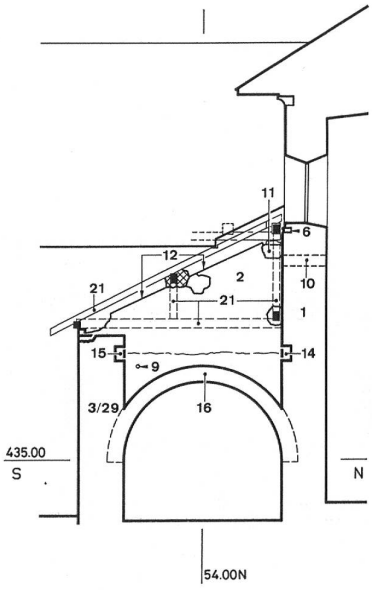

Abb. 6: Westliche Quermauer. M. 1:150.

Abb. 7: Die westliche Stirnmauer des Nebengebäudes ist gegen dessen Südmauer gesetzt.

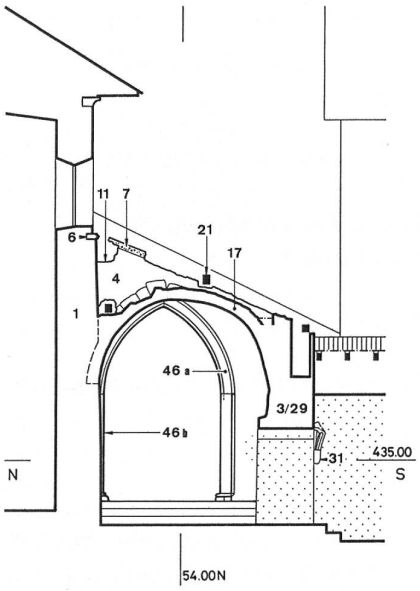

Abb. 8: Östliche Quermauer. M. 1:150.

steinblöcke sowie einzelne Kiesel mischen (Abb. 3). Die Steine sind teils plattig, teils quadrat- bis rechteckförmig zugerichtet. Sie sind zumeist faust- bis kopfgross, messen aber vereinzelt bis zu 30 x 50 cm. Der grau-weisse Kalkmörtel ist mit Sand und Kieselchen grob gemagert. Zwei grössere Sandsteinquader weisen Behauspuren der im Stich geführten Zahnfläche auf. Aus ihrer Form geht nicht hervor, ob es sich um wiederverwendete Hausteine eines älteren, abgebrochenen Bauwerks oder um Ausschuss aus der Bauzeit der Mauer handelt. Das Gesims (6) unterhalb der Fenster ist aus Tuffstein gefügt. Der sicherlich ursprüngliche Verputz hat sich weitgehend erhalten (Abb. 4 und 13).

Runde Löcher (9), in denen teils noch Fragmente von Ästen erhalten sind, weisen auf das Auslegergerüst hin (Abb. 13).[8] Es können drei Gerüstgänge von 1,30 bis 1,50 m Höhe rekonstruiert werden. Die aus der Mauerflucht herausragenden Hebel, die einen Durchmesser von nur 8 cm besitzen, sind in einem kürzesten Abstand von 1,75 m eingemauert. Man sägte sie während der von oben nach unten ausgeführten Verputzarbeit ab und überdeckte sie mit Verputzmörtel.

Die Südmauer ist durch drei im Abstand von 6,25 m eingebundene Pfeiler (5) gegliedert, die aber nur noch aufgrund ihrer Abbruchverletzung lokalisiert und rekonstruiert werden können (Abb. 4 und 12). Der Verputz reicht bis an die aus grossen Tuffsteinquadern gefügten, 90 cm starken Pfeiler, die hingegen nicht verputzt gewesen zu sein scheinen. Wie weit sie über die Wandflucht vorstanden, ist schwierig zu ermitteln; der östliche ragt heute am Fuss um 40 cm vor, kann aber zurückgeschrotet worden sein. Wahrscheinlich betrug die Tiefe jedoch weniger als die 1,20 m der Pfeiler an der Nordfassadenmauer (Abb. 20). Wie diese befinden sich die Pfeiler auf der Südseite an denjenigen Stellen, wo im Innern der Kirche die Rippengewölbe der vier Langhausjoche ansetzen. Sie verstärken an den Fassadenmauern diese statisch stärker beanspruchten Punkte.

Das Mauerwerk der Quermauern, die den Dachraum des Nebengebäudes gegen Osten und Westen abschliessen, war zwischen den Gewölben (16, 17) und der Dachfläche sichtbar (Abb. 6 und 8). Die westliche Mauer (2) steht im

8 Das Fälljahr des Holzes konnte nicht bestimmt werden. Bericht des Dendrolabors Heinz und Kristina Egger vom 25. Februar 1999.

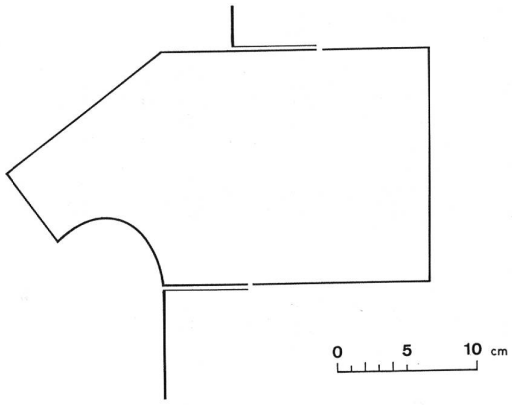

Abb. 9: Profil des Wasserschlags an der östlichen Quermauer. M. 1:5.

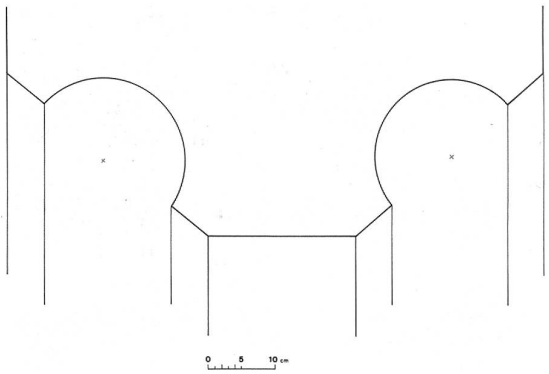

Abb. 10: Profil der Arkade in der östlichen Quermauer. M. 1:10.

Verband mit der Südmauer (1) der Kirche und ist damit gleichzeitig entstanden. Der Verputz zieht nahtlos von der Süd- auf die Westmauer, die gegen die südliche Mauer (3/29) des Nebengebäudes gesetzt ist. Sie greift sogar auf deren Mauerkrone über (Abb. 6 und 7). Es entsteht an dieser Stelle der Eindruck, die Fassadenmauer (3/29) habe bestanden, als die Südmauer (1) der Kirche und die damit verbundene Westmauer (2) errichtet worden sind.

Auf der Ostseite hingegen stösst die Kirchenmauer (1) gegen die Stirnmauer (4) und muss folglich nachträglich erbaut worden sein (Abb. 8). Das Mauerwerk der Quermauer ist demjenigen der Kirche sehr ähnlich. In ihm ist auf der Westseite ein gekehltes Gesims (7) einbezogen, das vom Gurtgesims (6) der Kirchenmauer an schräg gegen unten geneigt ist (Abb. 9). Es deutet auf das Pultdach eines geplanten Gebäudeteils hin, der auf der Westseite der Quermauer anschliessen und niederer sein sollte als die Hochmauer des Schiffes. An dieser Stelle dienen Gesimse als Wasserschlag, der das Regenwasser vom undichten Dachanschluss fernzuhalten hatte. In die Ostmauer begleitenden eingebunden sind die Bogensteine der gebrochenen Arkade (46a), die sich unter dem Gesims öffnet. Der Bogen ist beiderseitig mit tiefen Kehlen profiliert (Abb. 10). In dem darüber sichtbaren Mauerwerk ist keine Baunaht zu sehen, die auf ein nachträgliches Einsetzen hinwiese. Der Sandstein ist mit der Zahnfläche behauen. Die Beziehung zwischen der Ostmauer (4) und der Südmauer (3/29) des Nebengebäudes, das die Kirche begleitet, konnte nicht abgeklärt werden. An der einzusehenden Berührungsstelle auf dem Niveau der Mauerkrone fehlt originales Mauerwerk.

1.2 Korridor

Das Nebengebäude auf der Südseite des Langhauses erweckt den Eindruck, einst das südliche Seitenschiff einer Basilika gebildet zu haben (Abb. 2 und 13). An keiner Stelle der Kirchenmauer (1) ist jedoch ein Hinweis zu erkennen, dass es einst mit der Kirche in Verbindung gestanden hätte. Arkaden beispielsweise, die vielfach bei dreiteiligem Grundriss Haupt- und Nebenschiff verbinden, sind nicht festzustellen. Im ganzen eingesehenen Bereich gehört die geschlossene Kirchenmauer einer einzigen Bauphase an. Zudem sind Stützpfeiler (5) in derjenigen Form, wie sie an der Kirchenmauer vorhanden sind, in einem Nebenschiff nicht üblich. Das Nebengebäude bildete damit schon immer einen von der heutigen Kirche abgetrennten, gangartigen Raum, der südlich des Langhauses anschloss und sich auf Ostseite mit einer hohen Arkade öffnete (Abb. 2). Wie sich die Fassadenmauer (3/29) dieses Korridors bezüglich der Ostmauer chronologisch einordnet, war – wie erwähnt – nicht festzustellen. Auf der Westseite ist die Quermauer (2) vorher entstanden, mindestens was den eingesehenen oberen Teil betrifft.

An der Mauer (3/29) des Korridors können ebenfalls keine – später vermauerten – Arkaden festgestellt werden, die in dieser Lage auf einen Kreuzgang hindeuteten (Abb. 16); keine einzige Öffnung gehört zum ursprünglichen Bestand. Stein- und Mörtelcharakter (Abb. 11) gleichen demjenigen sowohl der Kirchenmauer (1, Abb. 3) und der Westmauer (2) als auch der Ostmauer (4). Auf der Innenseite hat sich ursprünglicher Verputz in gleicher Qualität wie an diesen Mauern erhalten (Abb. 14). Das Mauerwerk der bisher besprochenen Gebäudeteile unterscheidet sich nicht signifikant.

Die heute verschwundene und durch eine jüngere (21) ersetzte Dachkonstruktion des Ganges war in der Südmauer der Kirche eingebunden. Es handelte sich ebenfalls um ein Pultdach. Die Köpfe der schrägen Dachbalken lagen auf Streifbalken, die unter dem Gurtgesims (6) auf Konsolen befestigt waren (Abb. 5 und 12). Die beim Aufführen des Mauerwerks verankerten Holzkonsolen hinterliessen beim Abbruch des Dachstuhls viereckige Löcher (10) von etwa 20 x 20 cm. Einzig der östlichste Konsolbalken wurde an der Mauerflucht abgesägt, so dass sich hier Holz erhalten hat.[9] Auf die Streifbalken weisen noch Reparaturen

9 Das Fälljahr des Holzes konnte nicht bestimmt werden. Bericht des Dendrolabors Heinz und Kristina Egger vom 25. Februar 1999.

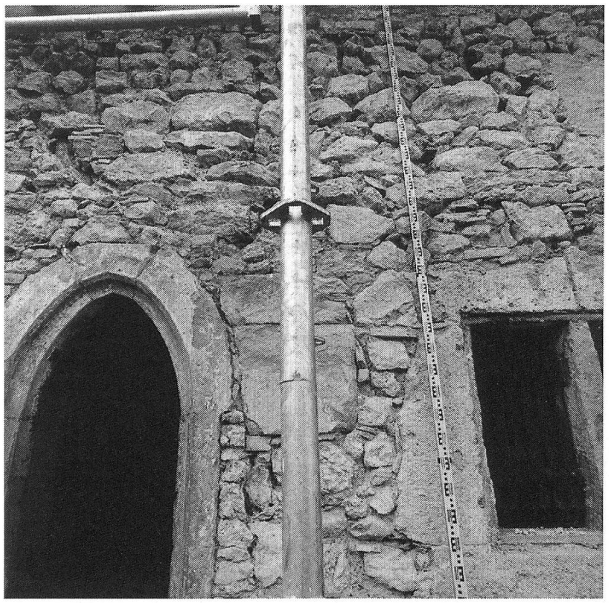

Abb. 11: Mauerwerk der südlichen Korridormauer (über Türe und Fenster).

Abb. 12: Kirchenmauer mit Löchern der Konsolen und Deckenbalken, westlicher Stützpfeiler.

(23) des Verputzes hin, die sich bandartig unter dem Gesims befinden: Die Balken berührten da und dort das Mauerwerk der Kirche, so dass an diesen Stellen kein Verputz aufgetragen werden konnte. Als man das Dach ersetzte und die Streifbalken entfernte, zeigten sich im Verputz zwangsläufig Fehlstellen, die man flickte. In der West- und Ostmauer (2, 4) deuten Reparaturen (11) darauf hin, dass die Balken darin verankert waren. Der Streifbalken lag zudem auf den Strebepfeilern (5) auf, die 25 cm unter dem Gurtgesims enden; die Pfeiler waren von aussen nicht zu sehen. Das heute auf die Mauerflucht zurückgearbeitete Gurtgesims (6), über dem sich die Obergadenfenster ins Langhaus der Kirche öffnen, dürfte einst wie dasjenige an der Ostmauer gekehlt gewesen sein (Abb. 9). Unter Einberechnung der Stärke von Dachstuhl-Konstruktion und Abdeckung, lag es direkt über dem Anschluss des Daches und diente als Wasserschlag.

Üblicherweise reichen die Füsse der schrägen Dachbalken bis an die Bundbalken, die Basis des Dachstuhldreiecks. Da diese auf dem Niveau der Mauerkrone aufliegen, bilden sie zumeist auch die Deckenbalken des darunterliegenden Raumes. In unserem Fall wurde jedoch eine andere Lösung gewählt: Die Deckenbalken waren unabhängig von der Dachkonstruktion sowohl in der Kirchenmauer als auch der Gangmauer vermauert. In der Kirchenmauer weisen viereckige, um 25 x 25 cm messende Löcher (14) darauf hin (Abb. 4 und 12), die tiefer als die – nur noch auf der Innenseite erhaltene – Krone der Gangmauer (3/29) liegen. Dort entsprechen ihrem Niveau sowie ihrer Achse ebenfalls viereckige Löcher (15, Abb. 14).[10] Mindestens der obere Bereich der Korridormauer (3/29) muss daher gleichzeitig mit der Kirchenmauer entstanden sein, damit die Deckenbalken in den beiden Mauern eingemauert werden konnten. Es ist daher wahrscheinlich, dass die oben angeführte Baunaht zwischen der Fassadenmauer des Ganges und dessen zusammen mit der Kirchenmauer (1) verbundenen Westabschlusses (2) nur dadurch entstanden ist, dass man dessen oberer Teil samt Halbgiebel erst nachträglich aufgesetzt hat. Aber auch wenn darunter ebenfalls kein Verband vorhanden wäre, müssen Kirchen, West- und Gangmauer mindestens zum Teil im gleichen Bauvorgang errichtet worden sein.

Die Deckenbalken des Korridors gehörten augenscheinlich nicht zur Dachkonstruktion, sondern bildeten ein davon unabhängiges Balkensystem. Wie die Bundbalken eines Dachstuhls erfüllte dieses auch die Aufgabe, die Gangmauer an der Kirchenmauer zu verankern, um ihre Stabilität zu sichern. Bezüglich der Gestalt der Decke fällt auf, dass an der Kirchenmauer der ursprüngliche Verputz ohne Unterbruch sowohl über als auch unter den Deckenbalken des Ganges vorhanden ist. Dies erstaunte, wenn der Dachraum durch eine Bretterdecke verborgen gewesen wäre, die an der Unterseite der Balken angeschlagen gewesen sein müsste. Es ist daher anzunehmen, dass nie eine Deckenverschalung bestand und der Dachraum offen blieb.

Da die Deckenbalken nicht Teil des Dachstuhls waren, setzte sich dieser einzig aus den schrägen, die Dachhaut tragenden Balken zusammen, deren Kopf auf dem Streifbalken lag. Auf der Mauerkrone der Südmauer des Korri-

10 Die fünf westlichen Balkenlöcher (14, 15) zeigen zusätzlich zu den Balkenabdrücken im Mauermörtel jüngere Abdrücke in einem feineren Kalkmörtel. Offensichtlich sind diese Balken einst ausgewechselt worden.

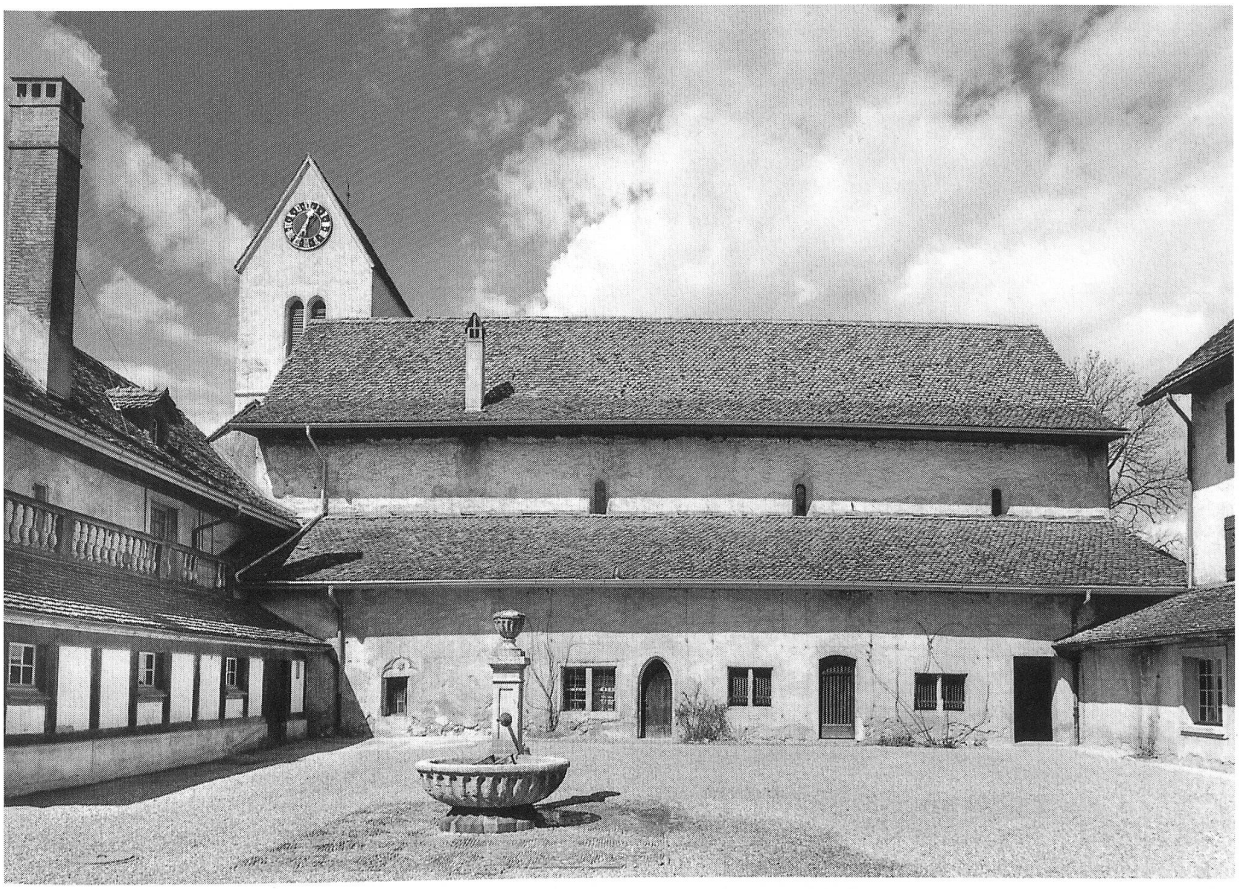

Abb. 13: Südseite der Kirche mit Nebengebäude (vor der Restaurierung).

dors dürften die Balken als Rafen auf einer Wandpfette aufgelegen und weit über diese hinausgereicht haben (Abb. 15). Entsprechend der rekonstruierten Dachneigung, die um 25° betrug, verläuft die erhaltene ursprüngliche Mauerkrone (12) der Westmauer (2) des Ganges; sie ist für das heutige, erhöhte Dach (21) aufgestockt worden. Im Gegensatz zur Ostmauer, wo ein Gesims (7) erhalten ist, fehlt dieses an der Westmauer. Hier lag die Dachhaut daher auf der Mauerkrone auf, die noch erkennbar ist (Abb. 7).

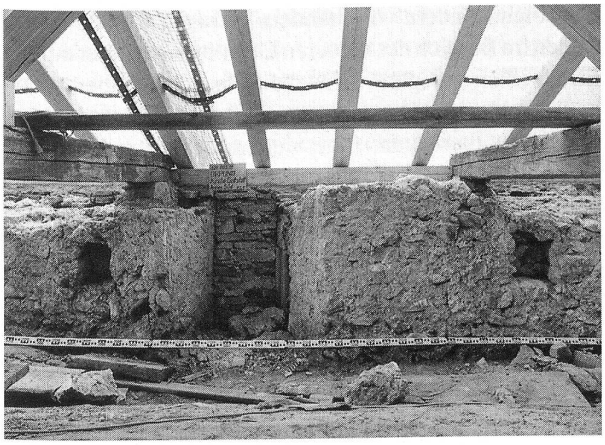

Abb. 14: Korridormauer mit Löchern der Deckenbalken.

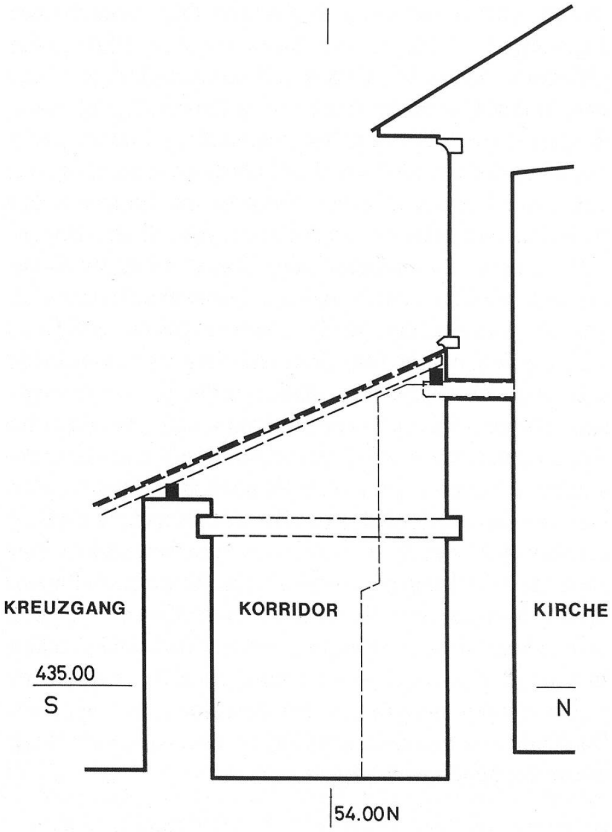

Abb. 15: Rekonstruktion von Dach und Deckenbalken des Korridors. M. 1:150.

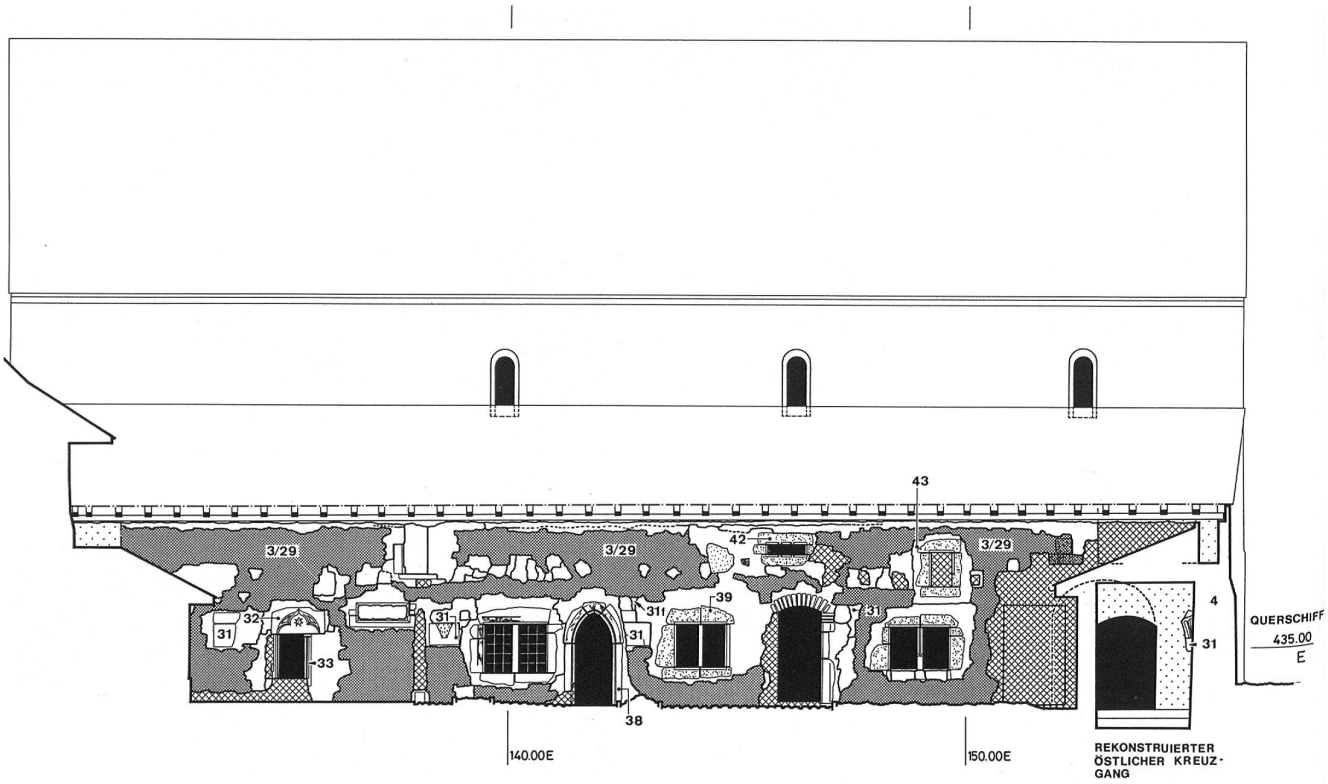

Abb. 16: Fassade der südlichen Korridormauer. M. 1:150.

Die vorgelegte Rekonstruktion der Dach- und Deckenkonstruktion hat einen störenden Nachteil: Die Deckenbalken lagen tiefer als der Scheitel des Bogens (46a) in der Ostmauer (4), so dass dessen Öffnung geschnitten wurde und in den Dachraum reichte. Wir haben aber gesehen, dass diese Arkade vor der Kirchenmauer (1) und vielleicht auch vor der Gangmauer (3/29) entstanden ist, an denen sich diese Konstruktionen ablesen lassen. Beim Bau der östlichen Quermauer war jedoch trotz des höheren Bogenscheitels nicht ein höheres Dach über demjenigen Raum geplant, auf den sich die Arkade westseits öffnen sollte. Das als Wasserschlag für das Dach vorgesehene Gesims (7) entspricht nämlich der Höhe und Neigung des schliesslich ausgeführten Daches; diese wurden ja vom Gurtgesims (6) der Kirchenmauer übernommen. Als man die Arkadenmauer hochzog, muss deshalb mit einer Eindekkung des westlich geplanten Raumes gerechnet worden sein, die sowohl der Höhe des Bogens als auch des wenig darüber verlaufenden Gesimses entsprechen sollte. Dies hätte nur mittels eines Gewölbes erreicht werden können, dessen Scheitel zwischen Arkade und Gesims gelegen hätte. Damit wäre der Bogen einerseits vollständig in den Innenraum des vorgesehenen westlichen Raumes einbezogen worden, und die auf den Gewölberücken gelegten Dachbalken wären unter das Gesims, das als Wasserschlag diente, zu liegen gekommen.

Heute erfüllt die aus Tuffsteinen gemauerte Tonne (17), die den östlichen Bereich des Korridors überwölbt, diese Bedingungen. Es handelt sich aber um ein jüngeres Kellergewölbe. Dies gilt auch für das niedere Gewölbe (16) im westlichen Teil des Ganges, dessen Scheitel unter den Deckenbalken liegt. Die seitlichen Lager beider Gewölbe entstanden nicht zusammen mit der Gang- und der Kirchenmauer, sondern wurden in deren Mauerwerk nachträglich eingesetzt, was auch die Stützpfeiler der Kirche arg beschädigte. Beide Gewölbe entstanden wahrscheinlich erst nach der Klosterzeit. Dies gilt auch für den heutigen Dachstuhl (21). Damit wurde das Dach derart angehoben, dass dieses einen Teil der Obergadenfenster der Kirche verdeckt (Abb. 13). Der Dachstuhl wird durch Bundbalken und Rafen gebildet. An der Kirchenmauer besteht die Auflage weiterhin aus Streifbalken, die jedoch nicht von Konsolen, sondern von Ständern getragen werden. Diese stehen im Bereich des niederen Gewölbes auf einer auf die Bundbalken gelegten Schwelle. Über dem höheren Gewölbe fehlen die Bundbalken, die Schwelle liegt hier auf dem Gewölberücken. Eine weitere Ständerreihe stützte einst die Rafen in deren Mitte. Abbundmarken in Form von Kerben numerieren – teils nicht in richtiger Reihenfolge – die einzelnen Konstruktionselemente von Westen nach Osten.

Ein Durchgang, der nachträglich in der südlichen Kirchenmauer geöffnet worden ist, entstand wahrscheinlich noch in der Klosterzeit. Die verputzte, 1,60 m weite Türnische (25) mit stichbogiger Abdeckung ist aus Tuffsteinen gefügt, die in einem grob gemagerten Kalkmörtel verlegt

worden sind. Der Durchgang wurde später ausgemauert und in eine breitere Wandnische (27) umgestaltet. Pfosten, Schwelle und Sturz der Türe waren dem Kircheninnern zugewendet, die Öffnung als Eingang vom Schiff der Kirche in den Korridor konzipiert. Türen, welche die Konventgebäude mit der Klosterkirche verbinden, kommen da und dort vor. Es sei hier einzig an das Beispiel in der Dominikanerkirche von Basel erinnert.[11]

1.3 Kreuzgang

Der von den Konventgebäuden eingerahmte, sich gegen den Hof durch Arkaden öffnende Kreuzgang befindet sich mehrheitlich an einer der Längsseiten der Klosterkirche, wie in Gottstatt bevorzugt auf der Südseite. Hier bestehen zwar die Gebäude oder ihre Nachfolgebauten noch, jedoch nicht mehr der Kreuzgang; er ist nach der Reformation abgebrochenen worden. In der Regel schliesst ein Arm des Kreuzgangs direkt an die Kirche an. Wie wir wissen, war in Gottstatt diese Stelle jedoch durch einen geschlossenen und nicht gegen den Hof geöffneten Korridor belegt. Ein Kreuzgang in traditioneller Form muss jedoch bestanden haben. Der östliche Gang wurde 1971/72 in Form eines geschlossenen Raumes nachgebaut (Abb. 2 und 13). Spuren der nördlichen Galerie finden sich an der Südmauer (3/29) des Korridors (Abb. 16). Die Eckkonsole eines gotischen Kreuzrippengewölbes sowie die Überreste von vier weiteren Gewölbeanschlüssen aus scharriertem Sandstein (31, Abb. 17) zeigen, dass der Kreuzgang in sechs überwölbte, um 4 bis 4,50 m weit gespannte Joche unterteilt war. Je das äusserste gehörte zu den Eckjochen des nördlichen mit dem östlichen bzw. westlichen Kreuzgangarm. Hinweise auf Schildbögen fehlen. Die Sandsteine und damit das Gewölbe des Kreuzgangs wurden im ursprünglichen Mauerwerk (3/29) nachträglich eingesetzt.
Die Gewölbeeindeckung des Kreuzgangs entstand demzufolge kaum mit der Mauer des Korridors; das nachträgliche Einsetzen von Gewölbesteinen ist derart aufwendig, dass es sich nicht einfach um einen getrennten Vorgang innerhalb desselben Baugeschehens gehandelt haben kann. Trotzdem dürfte bei der Errichtung der Korriodormauer geplant gewesen sein, hier den Kreuzgang anzuschliessen. Als ursprüngliche Lösung kann man sich vorstellen, das Dach sei von demjenigen des Korridors abgeschleppt und auf der hofseitigen Mauer des Kreuzgangs abgestützt worden. Die über die Gangmauer hinausragenden Rafen erlaubten ja eine einfache Verlängerung der Dachfläche (Abb. 15). Ohne horizontale Bund- oder Ankerbalken hätte die Kreuzgangmauer jedoch ungesichert das Gewicht des Daches tragen müssen. Deckenbalken, vielleicht Bundbalken, die in der Korridormauer verankert oder auf einem Streifbalken aufgelegen hätten, wie dies an der Kirchenmauer der Fall war, sollten eigentlich vorhanden gewesen sein. Es ist daher möglich, dass die zahlreichen kleinen, ausgemauerten Störungen des Mauerwerks, die um 1,20 m unter der Krone auf gleicher Höhe liegen, darauf hinweisen.

Abb. 17: Fassade der südlichen Korridormauer. Die grossen Sandsteinblöcke bilden die Überreste des zurückgeschroteten Gewölbeansatzes des Kreuzgangs.

Nachdem das Stift in der Folge der Reformation säkularisiert und einem Schaffner unterstellt worden war, wurden das Chor der Kirche, die nun dem reformierten Gottesdienst diente, sowie der Kreuzgang abgebrochen und der Korridor als Wirtschaftsraum genutzt. 1613/14 richtete man darin eine zweigeschossige Bäckerei ein.[12] Aus dieser und späterer Zeit stammen die vielen, da und dort mit Spolien gemauerten Öffnungen spätgotischer und jüngerer Faktur, die teils heute noch dienen, teils jedoch zugemauert worden sind. Alle diese Öffnungen wurden nachträglich in das ursprüngliche Mauerwerk eingesetzt. Einige davon können durchaus noch aus der Klosterzeit stammen, doch scheint keine für die heutige Stelle geschaffen worden zu sein. Sie befanden sich ursprünglich an einem anderen Ort und wurden in der Gangmauer wiederverwendet. Beispielsweise weist der schmale Eingang (38) mit gebrochenem Bogen, dessen Steinrahmen mit Fase und Kehle profiliert ist, auf spätgotischen Ursprung hin, doch ist sein Schlusstein sichtlich verschoben (Abb. 17). Die Sturzplatte (32) aus scharriertem Sandstein eines Fensters (33), die mit einem Kielbogen mit Dreipass und eingeschriebenem siebenstrahligem Stern reliefiert ist, wird einst für eine Türe oder eine grosse Wandnische, beispielsweise im Altarraum, gedient haben (Abb. 18). Die Laibungen des Fensters setzen sich zudem aus weiteren spätgotischen Spolien zusammen.

11 Eggenberger Peter und Stöckli Werner, Die Bauforschung am aufgehenden Mauerwerk, in: Moosbrugger-Leu Rudolf, Eggenberger Peter, Stöckli Werner, Die Predigerkirche in Basel, Materialhefte zur Archäologie in Basel, 1985/Heft 2, Basel 1985, S. 91.
12 Mitteilung von Andres Moser.

Abb. 18: Fassade der südlichen Korridormauer. Wiederverwendeter Fenstersturz mit Blendbogen.

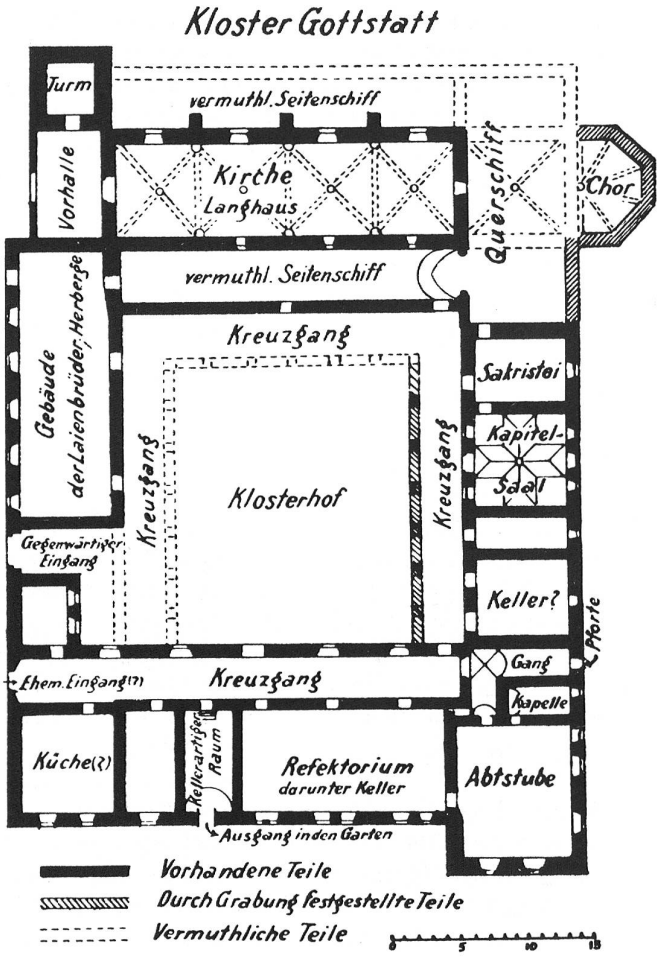

Abb. 19: Eine ältere Rekonstruktion des Klosters Gottstatt (aus Aeschbacher 1949).

1.4 Rekonstruktion

Obschon die archäologischen Untersuchungen des aufgehenden Bestandes eine zentrale Stelle, nämlich diejenige von Kirche und Kreuzgang, betrafen, bleiben die folgenden Ausführungen insofern hypothetisch, als ein gesamter Überblick über den an den Gebäuden und im Boden noch erhaltenen Bestand des Stiftes, von der Gründungszeit bis zur Säkularisation, fehlt. Der heute sichtbare Teil sowie lokale Sondierungen schienen bisher eine sichere Rekonstruktion der Kirche und der Konventgebäude zuzulassen. So sollten sich in der heutigen Anlage noch grosse Teile der ursprünglichen Stiftskirche der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sowie des möglichen Neubaus verbergen, der um 1300 durch den Verkauf von Ablassbriefen finanziert werden sollte. Diese Kirche sei nach der Zerstörung des Klosters im Guglerkrieg, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, weitgehend nach dem alten Modell wiederhergestellt worden. Am heutigen, nach der Reformation um das Chor reduzierten Bestand lasse sich daher das ursprüngliche Konzept noch ablesen (Abb. 21).[13] Die zerstörte Kirche wurde als Basilika rekonstruiert, deren Grundriss folglich in ein Mittel- und je ein Seitenschiff geteilt war (Abb. 19). Dazu gab vor allem der Korridor Anlass, den man als einstiges südliches Nebenschiff interpretierte. Die drei vierjochigen, gewölbten Teile seien durch weite, nun ausgemauerte Arkaden verbunden gewesen, die sich zwischen den heute halbrunden, ursprünglich aber runden Pfeilern in der Nord- und Südmauer öffneten. Das höhere Mittelschiff, zu dem noch die drei rundbogigen Fenster auf der Südseite gehören sollten, hätte sich in eine Vierung, die beiden Seitenschiffe in Querhausarme geöffnet. Dies bezeuge die auf der Südseite noch erhaltene hohe Arkade. Wann man zum Grundriss des rekonstruierten dreiseitigen Altarhauses gekommen ist, lässt sich nur mittelbar feststellen. Auf der von Aeschbacher publizierten Rekonstruktion erscheint es unter den *durch Grabung festgestellten Teilen.* Seine Bemerkung, dass das Querschiff *vor zwei Jahren* aufgedeckt worden sei, lässt vom Erscheinungsjahr der ersten Auflage von 1928 aus errechnen, dass die *Nachgrabungen* um 1926 stattgefunden haben müssen.[14] Man nahm folglich an, nach der Reformation seien nicht nur das Altarhaus, sondern auch das nördliche Seitenschiff und der nördliche Querhausarm abgebrochen, die Arkaden ausgemauert und zusammen mit den verbliebenen Hochmauern durch Strebepfeiler gestützt worden. Von der Kirche hätte sich noch das vierjochige, gewölbte Hauptschiff, der südliche Querhausflügel sowie das südliche, in ein Nebengebäude umgewandelte Seitenschiff erhalten (Abb. 2).

13 Rekonstruktionsskizzen in Aeschbacher 1949 und Schulpraxis/Schweizerische Lehrerzeitung 2, 20. Januar 1983.

14 Aeschbacher 1949, S. 25, 29 (wir verdanken diese Angabe Andres Moser).

Abb. 20: Die Nordseite der Kirche.

Die jüngsten Forschungen zeigen zwar, dass das langgestreckte südliche Nebengebäude ursprünglich wirklich als einheitlicher Raum bestand, jedoch nie durch Arkaden mit dem Schiff der Kirche verbunden war. In der Südfassadenmauer (1) eingebundene Strebepfeiler (5) stützen wie auf der Nordseite die Ansatzpunkte der Gewölbe des Langhauses (Abb. 20). Das Nebengebäude bildete damit einen Korridor, der die Südseite der Kirche begleitete und sich ostseits über einen hohen Bogen (46a) in einen heute verschwundenen Raum öffnete. Dieser Gang war auch nicht als nördlicher Kreuzgang vorgesehen, da die übliche, sich auf den Klosterhof öffnende Bogenreihe fehlt. Vielmehr scheint daran erst ein Kreuzgang angelehnt zu haben, der vorerst einfach gedeckt war und später eingewölbt worden ist.

Das Schiff war in seinem heutigen Bestand nie dreiteilig, ja, solange auf der Nordseite nicht ein ehemaliges Nebenschiff nachgewiesen ist, darf das Langhaus der Kirche als vierjochiger, gewölbter Saal rekonstruiert werden (Abb. 21). Jedenfalls finden sich an der Nordfassade ähnliche, aus Tuffsteinblöcken gefügte Stützpfeiler, wie sie auf der Südseite von Beginn an vorhanden waren (Abb. 20). Die heutige Kirche verkörpert daher noch das ganze Langhaus; die in die Wände eingebundenen Pfeiler standen nie frei. Die hohe Arkade (46a) in der Ostmauer (4) des Korridors muss sich auf einen Raum geöffnet haben, der entweder einen Annex oder – zusammen mit einem nördlichen Flügel – ein Querhaus bildete. Wir nehmen das letztere an.

Die Gottstatter Kirche hätte in diesem Fall nicht dem verbreiteten Schema der frühen Anlagen der Prämonstratenser entsprochen, die für ihre Gotteshäuser keine eigenständige Gestalt entwickelten, sondern zumeist die basilikale Form der Cluniazenser und Zisterzienser übernahmen.[15] Dafür bilden am Jurafuss die cluniazensischen Kirchen[16] von Romainmôtier, Payerne, Münchenwiler und auf der St. Petersinsel, in nächster Nähe von Gottstatt vor

15 Dazu beispielsweise: Binding und Untermann 1985, S. 294–309.

16 Sennhauser Hans Rudolf, Romainmôtier und Payerne, Studien zur Cluniazenserarchitektur des 11. Jahrhunderts in der Westschweiz, Basel 1970; Eggenberger Peter, Münchenwiler, Schloss (ehemaliges Cluniazenserpriorat), Archäologische Grabungen und Bauforschungen 1986–1990, in: Archäologie im Kanton Bern 2B, Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern, hg. vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern, Bern 1992, S. 419–427 (abschliessende Publikation in Vorbereitung); Gutscher Daniel, Ueltschi Alexander, Ulrich-Bochsler Susi, Die St. Petersinsel im Bielersee, Bericht über die Grabungen und Bauuntersuchungen von 1984–1986, Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern, hg. vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern, Bern 1997; Schweizer Jürg, Zisterzienserkloster Frienisberg. Hinweise zur Baugeschichte und Baugestalt, in: Zisterzienserbauten in der Schweiz, Neue Forschungsergebnisse zur Archäologie und Kunstgeschichte, B 2, Männerklöster, Zürich 1990, S. 41–56.

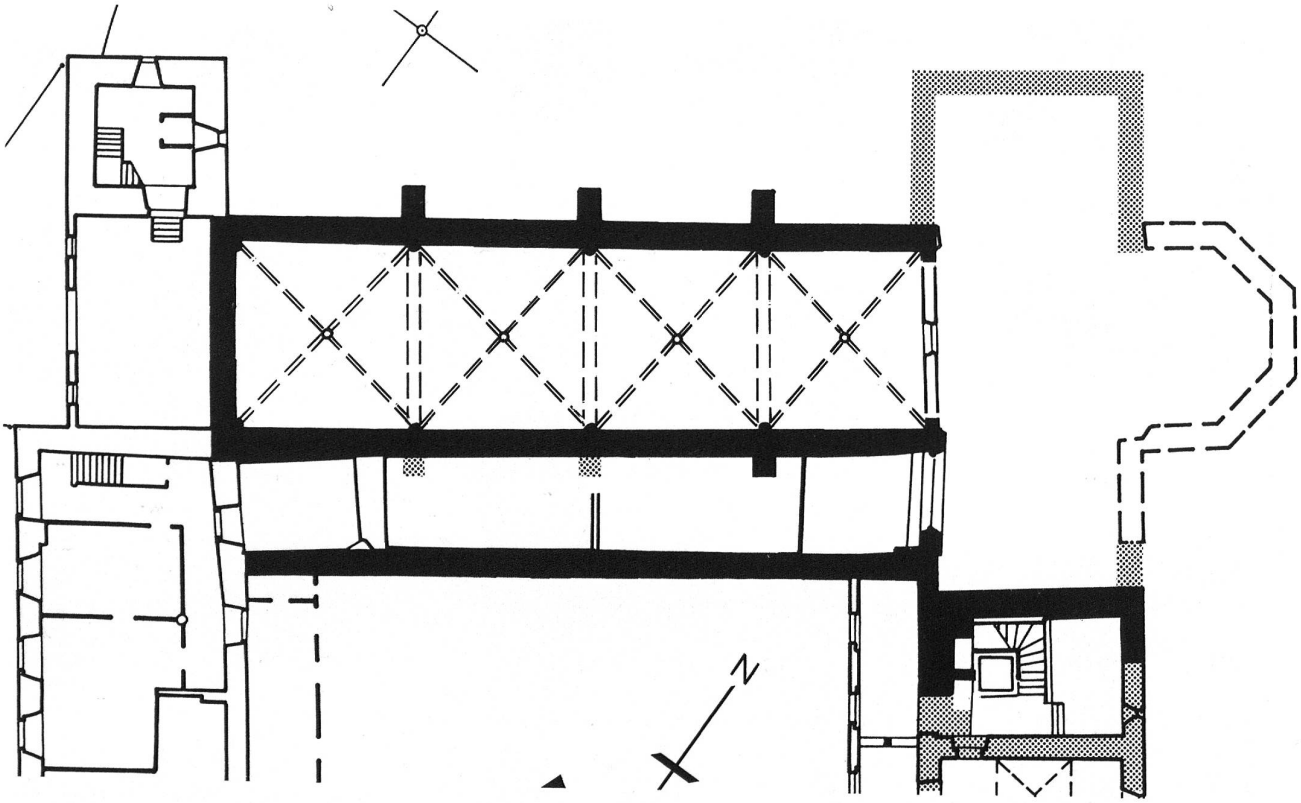

Abb. 21: Rekonstruktion des hypothetischen Grundrisses der Stiftskirche Gottstatt. M. 1:250.

allem die Zisterze Frienisberg Beispiele. Vielmehr folgte sie den einfacheren Vorbildern von Klosterkirchen mit burgundischen Wurzeln, wie sie beispielsweise die Cluniazenser in Bursins und die Benediktiner in Saint-Sulpice errichten liessen. Hier war das Schiff als Saal ausgebildet.[17] Auch die Kirche des Prämonstratenserstiftes Bellelay, von dem aus Gottstatt nach der Mitte des 13. Jahrhunderts besiedelt worden war, wies diesen einfacheren Grundriss auf (Abb. 22).[18] Im Gegensatz zu dieser im 12. Jahrhundert entstandenen Vorlage, die zusätzlich zum viereckigen Altarhaus je eine Seitenkapelle in Form von Apsiden besass, soll die Kirche von Gottstatt jedoch nur ein einziges, dreiseitig geschlossenes Altarhaus aufgewiesen haben.

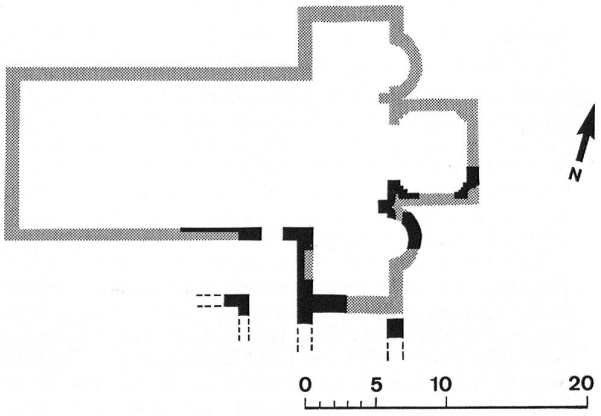

Abb. 22: Rekonstruktion des Grundrisses der Stiftskirche Bellelay (nach de Raemy/Wyss 1992). M. 1:500.

1.5 Datierung

Für Gottstatt ist sicherlich eine Kirche aus der Gründungszeit in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu erwarten, doch kann sie aufgrund der Ablassbriefe, deren Verkauf vom Bischof vielfach zur Finanzierung von Bauvorhaben erlaubt wurde, im beginnenden 14. Jahrhundert umgestaltet worden sein. Gabriele Keck kommt in ihrer Studie zum Schluss, dass die skulptierten Elemente wie die hohe Arkade (46a) in der Ostmauer des Korridors, die sich ins Chor öffnete, ebenso wie im Innern der Kirche die kräfti-

17 Bursins, District de Rolle, Eglise – Fouille et analyse des élévations intérieures, Chronique des fouilles archéologiques 1991, in: Revue historique vaudoise 1992, S. 188–194; Bursins, District de Rolle, Eglise Saint-Martin – Observations archéologiques complémentaires, Chronique des fouilles archéologiques 1992, in: Revue historique vaudoise 1993, S. 159–163; Bissegger Paul, Eglise de Saint-Sulpice, Schweizerischer Kunstführer, hg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bern 1982. Zur Architektur derartiger Prämonstratenserkirchen: de Raemy und Wyss 1992, S. 43–61.

18 de Raemy und Wyss 1992, S. 38.

Abb. 23: Das Innere der heutigen Kirche gegen das ehemalige Chor gesehen (Schiff der ehemaligen Stiftskirche).

gen Halbsäulen mit den volutenverzierten Kelchkapitellen sowie die Gewölbeschlusssteine typologisch durchaus in dieser Zeitspanne entstanden sein können (Abb. 31–42). Die Arkade weist Spuren der Zahnfläche auf, die in unserer Gegend vom 13. Jahrhundert an für die Steinbearbeitung verbreitet angewendet wurde. Auch die mit Rundbogen geschlossenen Fenster im südlichen Obergaden lassen sich in diese Zeitstellung einordnen. Sie bilden einen starken Gegensatz zu den hohen, spitzbogigen Öffnungen in der Nordmauer. In welche Epoche das ergrabene Polygonalchor eingereiht werden muss, bleibt vorderhand offen. An Kirchen religiöser Gemeinschaften mit «internationalen» Beziehungen, wie beispielsweise an derjenigen der Dominikaner in Bern,[19] ist dieser Typus zwar schon ab dem ausgehenden 13. Jahrhundert vorhanden, setzt sich aber in unserer Gegend erst ab dem 15. Jahrhundert vermehrt durch.

Vergleichbare einschiffige kirchliche Bauten mit erhaltener Bauskulptur der zweiten Hälfte des 13. und des 14. Jahrhunderts sind in unserer Gegend selten; Gabriele Keck weist auf einige hin.[20] In der Nähe ist noch das recht unterschiedliche Altarhaus der Kirche von Pieterlen und das alte, im Turm einbezogene Chor von Ligerz zu erwähnen, die ins 14. Jahrhundert datiert werden.[21] Nur im Vergleich mit Gottstatt kann auch die abgebrochene Pfarrkirche Saint-Martin in Saint-Imier in diesen Zeitraum eingeordnet werden, deren Grundriss ergraben worden ist. Der Saal war mit Wandpfeilern in drei Joche gegliedert.[22]

19 Descœudres Georges und Utz Tremp Kathrin, Bern, Französische Kirche, Ehemaliges Predigerkloster, Archäologische und historische Untersuchungen 1988–1990 zu Kirche und ehemaligen Konventgebäuden, Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern, hg. vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern, Bern 1993.

20 Die 1905 ausgeführte rote Bemalung der Gewölberippen und Schlusssteine sowie der Wandvorlagen wurde 1955 entfernt (Akten Kantonale Denkmalpflege Bern).

21 Kunstführer III 1982, S. 591f., 605.

22 Jaton Philippe, Eggenberger Peter, Kellenberger Heinz, Saint-Imier, ancienne église Saint-Martin, in: Intervalles, Revue culturelle du Jura bernois et de Bienne, no 25, 1989, S. 71–78 (abschliessende Publikation in Vorbereitung).

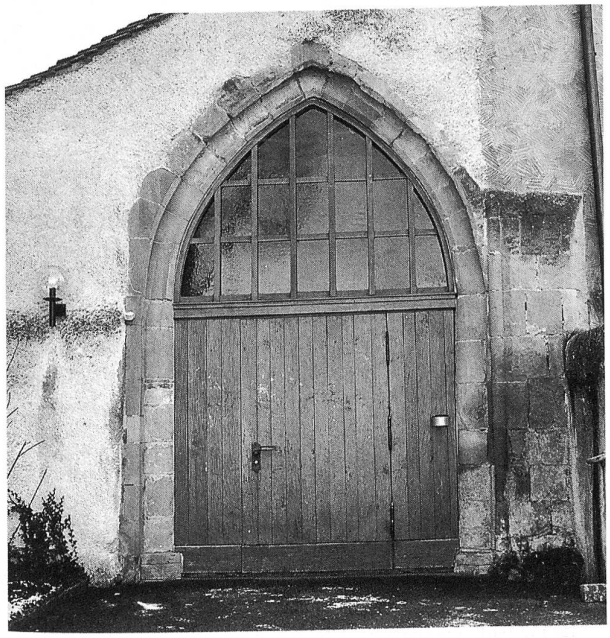

Abb. 24: Arkade in der Ostmauer des Korridors, Ostseite (Aussenseite).

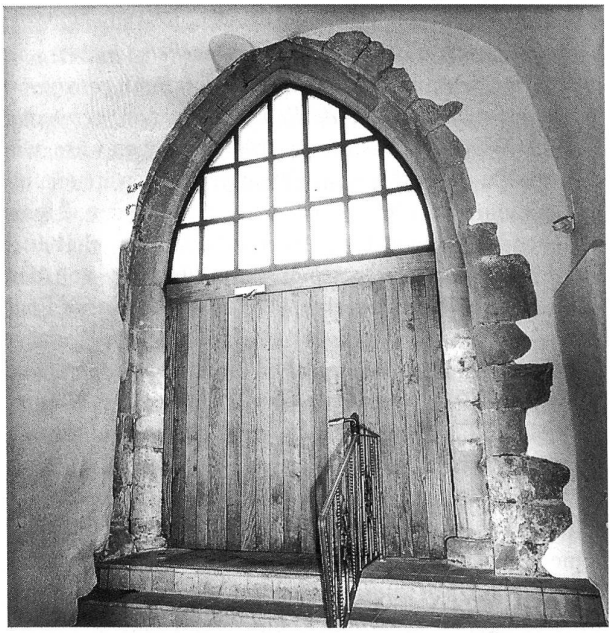

Abb. 25: Arkade in der Ostmauer des Korridors, Westseite (Innenseite).

An der Arkade (46a) in der Ostmauer des Korridors bietet sich eine Möglichkeit, das Baugeschehen, in dem diese Mauer des Chores entstanden ist, bezüglich eines älteren Bestandes abzugrenzen (Abb. 24 und 25). Der aus Sandstein gearbeitete Unterbau (46b) der nördlichen Bogenlaibung passt in keiner Weise zum Bogen (46a) selbst. Der Rundstab, der wohl einen Gewölbedienst bildete und an der heutigen Kirche nur an dieser Stelle vorkommt, findet keine Fortsetzung; die Arkade ist von dieser Vorgabe unabhängig. Zudem scheint der Sandsteinsockel des schiffseitigen Mauerstücks durch die Bogenlaibung durchschnitten worden zu sein. Das Mauerwerk aus rötlich-grünen Sandsteinquadern, die schwach sichtbaren, flächenähnlichen Behau aufweisen (original?), formt die Laibung eines älteren Durchgangs, der sich wie dessen Nachfolger von der Chorzone, wahrscheinlich vom südlichen Querhausarm, gegen Westen öffnete. An dieser vorderhand einzigen erkenntlichen Stelle kann jüngerer Bestand auf denjenigen einer älteren Anlage gepfropft worden sein. Ob es sich beim älteren um die vermutlich im 13. Jahrhundert errichtete Gründungsanlage und/oder den vielleicht im beginnenden 14. Jahrhundert vorgenommenen Umbau handelt, lässt sich an der wenigen erhaltenen Substanz allerdings nicht ablesen.

Obschon die Bauskulptur der Kirche eher auf eine Entstehung im 13./14. Jahrhundert hinweist, ist andererseits auch nicht kategorisch auszuschliessen, dass sowohl Chor und Langhaus der von uns rekonstruierten Kirche als auch der südliche Korridor, der sich in dieses Baugeschehen einordnet, erst mit dem Wiederaufbau nach der überlieferten Zerstörung von 1375 im Guglerkrieg entstanden sind. Gottstatt bildete das Hauptquartier eines Teiles des Heeres. Unter den schriftlichen Quellen befindet sich eine Urkunde Leopolds III. von Hasburg-Österreich, in der sich dieser verpflichtet, Schadenersatz für den erlittenen Schaden zu leisten: das Kloster sei von den Englischen, *unsern vyenden, zu den zeiten grozzlich uns zu leid und zu smach ist verwüstet worden, also haben wir angesehen, und betracht ir scheden und auch daz wir gotzhuser und gotzdyenst wider zu bringen und sunderlich ze begnadenn gebunden sein...*[23] Wenn die Zerstörung soweit gegangen wäre, wie dies den Guglern allgemein zugemutet wird, wäre eigentlich mit einer Verwüstung zu rechnen, die an den damals bestehenden Gebäuden sichtbare Schäden bewirkt hätte. Ein Mönch berichtet beispielsweise über das von den «Engländern» heimgesuchte Prämonstratenserstift Fontaine-André: *... cette abbaye fut complètement détruite et brûlée jusque dans ses fondements par les Anglais...*[24] Wenn jedoch bezüglich Gottstatt der Umfang der Wiederherstellung damit umschrieben wird, dass *gotzhuser und gotzdyenst* wieder eingerichtet werden sollen, kann dies sowohl grossen wie auch geringen Schaden bedeuten. An dem von uns eingesehenen Bestand sind jedoch überhaupt keine Hinweise vorhanden, dass die Kirche je verwüstet worden wäre. Vor allem wurden bei derartigen Aktionen die Dachstühle angezündet; die eingebundene Dach-/Deckenkonstruktion des Ganges müsste folglich mit einiger Wahrscheinlichkeit gebrannt haben. Davon ist jedoch nichts zu bemerken. Auch erstaunt in diesem Zusammenhang, dass im untersuchten Mauerwerk weder der Kirchen- noch der Gangmauer keinerlei wiederverwendete, von Feuer gerötete Steine vorkommen. Derartiges Material fiel beim Abbruch einer brandgeschädigten Kirche zumeist in grosser Menge an und wurde – soweit möglich – gerne für den Neubau wiederverwendet. Indessen leidet beispielsweise Jurakalkstein unter Feuereinwirkung derart, dass er zerfallen und unbrauchbar werden kann; aus ihm wurde ja für Mörtel gebrauchter Kalk gebrannt.

Halten wir abschliessend fest, dass einerseits die stilistischen Kriterien eher eine Entstehung der Kirche im 13./14. Jahrhundert erwarten lassen. Andererseits erscheint dies wegen der fehlenden Schäden an den Bauteilen, die von uns untersucht worden sind, an einem Bauwerk suspekt, das in zentraler Weise in den Guglerkrieg involviert war. Dieser Gegensatz bleibt solange offen, bis ein weitergehender archäologische Forschungen an Gebäude und im Boden den gesamten erhaltenen Bestand überblicken lässt.

2. Östlicher Konventflügel

2.1 Bestand

Die Grabung im östlichen Wohntrakt erlaubten ebenfalls nur einen begrenzten Einblick in die Bausubstanz des Klosters. Es ist möglich, dass die Ostmauer (4) des Korridors, in der sich die Arkade (46a) gegen das Chor öffnete, gegen Süden fortführt und die Westmauer (95/2) des östlichen Konventgebäudes bildet (Abb. 21). Nachgewiesen werden konnte jedoch nur der innere Eckverband zwischen der West- und der Nordmauer (95/1) des Gebäudes, welche die Trennmauer zwischen dem Osttrakt und dem zum Chor gehörenden Querhaus der Kirche bildete. Die oberen Lagen des stark vorstehenden Fundamentes wurde nachträglich durch Abschroten oder Entfernen von Steinen der Flucht des sichtbaren Mauerwerks angepasst (Abb. 26 und 27).[25] Wie für die Kirchenmauer verwendete man hauptsächlich gelben Jurakalk, aber auch Tuff- und Sandstein sowie Kiesel, die in mehr oder weniger sorgfältigen Lagen geordnet sind; auch der Kalkmörtel ist ähnlich.

Eine 1,13 m breite und 1,10 m hohe, stichbogige Nische, deren Rückwand später erneuert worden ist, öffnet sich in der Mauer (95/2, Abb. 26 und 27). Sie ist aus sorgfältig mit der Zahnfläche zubehauenen Sandsteinen gefügt, deren Vorderkante mit einem Falz versehen ist. Beiderseits sind

23 Lang Beatrix, Der Guglerkrieg, Ein Kapitel Dynastengeschichte im Vorfeld des Sempacherkrieges, Historische Schriften der Universität Freiburg, Freiburg 1982, S. 347, Anm. 254.

24 Lang Beatrix, Der Guglerkrieg, Ein Kapitel Dynastengeschichte im Vorfeld des Sempacherkrieges, Historische Schriften der Universität Freiburg, Freiburg 1982, S. 348, Anm. 255.

25 Der ursprüngliche Fundamentvorsprung lag um 334,40 m.

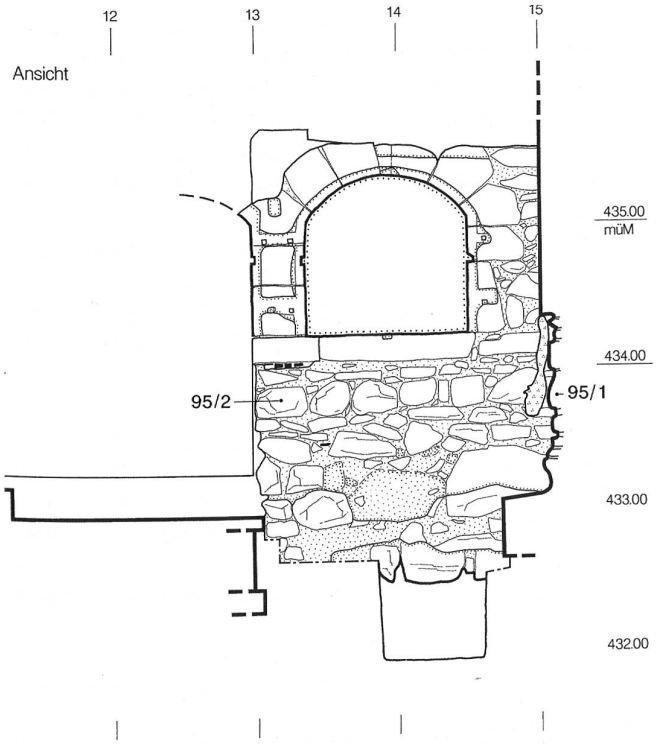

Abb. 26: Östlicher Konventflügel. Westmauer mit Wandkasten. M. 1:50.

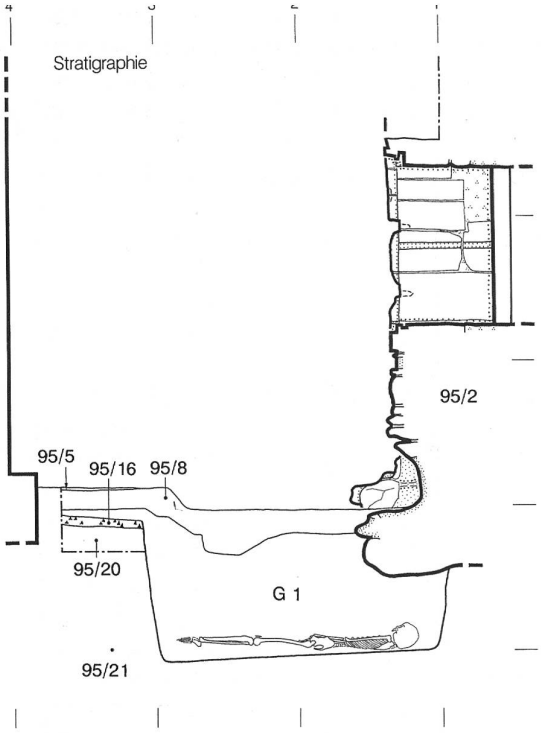

Abb. 28: Östlicher Konventflügel. Schnitt durch G 1 mit Stratigraphie gegen Süden, zwischen Westmauer und Treppenmauer. M. 1:50.

Zapflöcher für ein zweiflügliges Türchen vorhanden. An den Gewänden weisen Schubrinnen auf einen hölzernen Zwischenboden hin. Es handelt sich um einen Wandkasten. Auf der Südseite ist der auf der Höhe des Bogenansatzes derjenige einer weiteren, wohl ebenfalls stichbogigen Nische zu erkennen. Da das Mauerwerk nur in der Höhe der erhaltenen Nische aus zugerichtetem Sandstein besteht, darunter jedoch aus ausgebrochenem, originalem Kalksteinmauerwerk, muss auch darin ein Wandschrank und nicht etwa ein Eingang gesehen werden. Dies wird durch Zapflöcher bestätigt, die ebenfalls für einen Türflügel dienten.

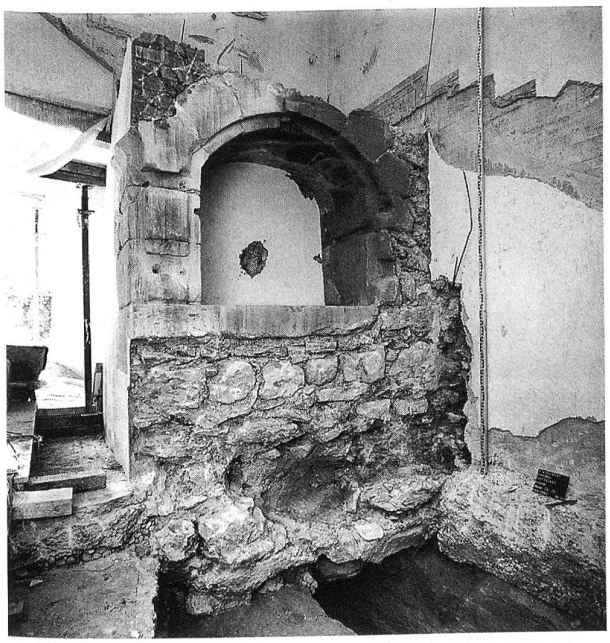

Abb. 27: Östlicher Konventflügel. Westmauer mit Wandkasten.

Unter der Auffüllung, die 1971/72 beim Einbau des Treppenhauses eingebracht worden ist, haben sich mehrere, zusammen nur noch 20 cm tiefe, ältere Schichten erhalten (Abb. 28). Zuoberst ist in kleiner Flächenausdehnung eine mörteldurchsetzte Schicht (95/5), vielleicht ein Bauniveau, erhalten, die auf einer siltigen Auffüllung (95/8) liegt. Diese folgt wiederum auf einer mit Brandmaterial durchsetzten Planie (95/16). Darunter zeigt eine humushaltige Schicht (95/20) über lehmiger Ablagerung den gewachsenen Boden (95/21) an. Die beschriebenen Mauern (95/1, 2) stören die unterste Auffüllung (95/16) und können daher später entstanden sein. Die darüberliegenden Planierschichten (95/8, 95/5) gehören in die Bauzeit der Mauern oder sind jünger.

In der Nordwestecke wurde die geostete Grabstätte (Grab 1) eines mit 56 bis 65 Jahren verstorbenen Mannes aufgedeckt (Abb. 29 und 30).[26] Vermoderte Holzreste und zerfallene Metallobjekte[27] deuten auf eine Sargbestattung hin (Abb. 48). Das Grab reicht unter die Westmauer (95/2) und muss somit vor dieser entstanden sein. Aufgrund des Holzsargs dürfte es sich um eine Bestattung nach der

26 Bericht von Susi Ulrich-Bochsler vom 6. Januar 1997 (NMBE Nr. 4391).

27 Fundverzeichnis Fnr. 46012, 46015, 46016, 47017.

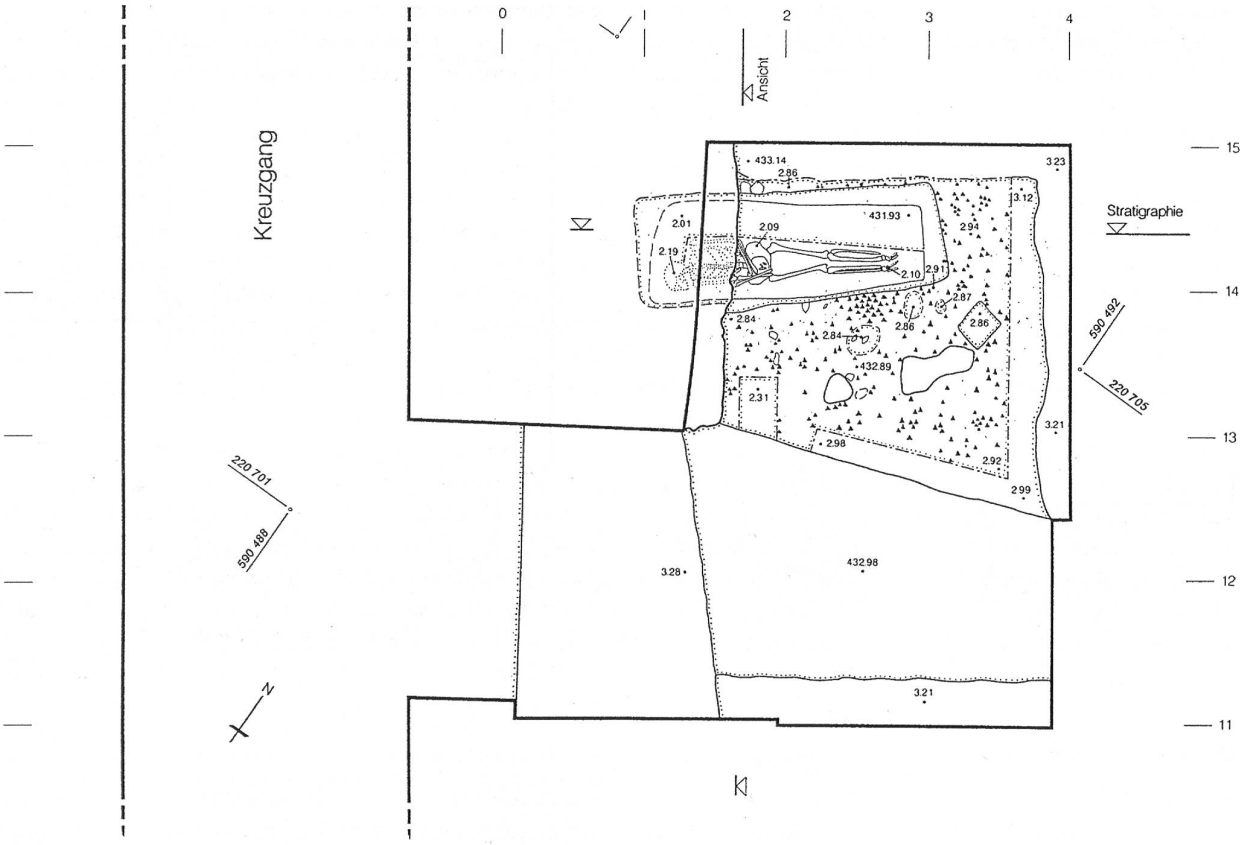

Abb. 29: Östlicher Konventflügel. Grab 1. M. 1:50.

Jahrtausendwende handeln, die mit einiger Wahrscheinlichkeit in die Zeit des Stiftes fiel. Bestätigt wird dies durch den Fund eines Geschirrfragmentes, das in der Füllung des Grabes gefunden worden ist (Abb. 47). Der reduzierte Brand und die schmale, leicht gekehlte Leiste des Gefässes mit ausbauchender Wandung deutet auf einen Topf hin, der nicht vor der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden ist.[28] Dies ist auch der Grund, dass die verbranntes Material und Nägel[29] enthaltende Auffüllung (95/16), die älter als das Grab ist und direkt auf dem Humus liegt, als Rodungsniveau definiert werden darf, auf dem Bewuchs verbrannt worden ist. Sie weist nicht etwa auf die Zerstörung von 1375 anlässlich des Guglerkriegs hin. Auch hier fehlt der direkte Hinweis auf diese Zerstörung des Klosters; davon müssten im Prinzip Brandschichten und Brandmaterial enthaltende Schichten vorhanden sein. Andererseits weisen auch hier die Mauern keinen Brandschaden auf.

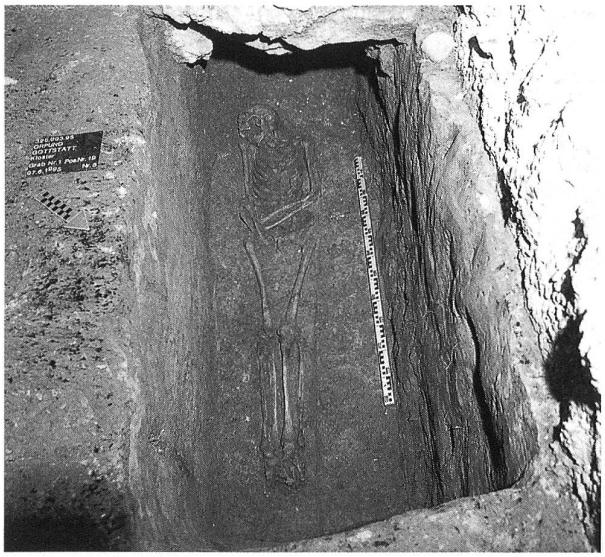

Abb. 30: Östlicher Konventflügel. Grab 1. Blick nach Westen.

2.2 *Rekonstruktion und Interpretation*

Grablegen im östlichen Klostergebäude waren bei einigen Orden für auserlesene Mönche wie Abt oder Prior durchaus gebräuchlich, so auch bei den Zisterziensern, die den Prämonstratensern teils als Leitbild dienten.[30] Die Bestattung und die mit ihr verbundene Auffüllung (95/9), die

28 Fundverzeichnis Fnr. 46010–1.
29 Fundverzeichnis Fnr. 46007.
30 Beispielsweise in der Zisterze Bonmont (Waadt): Eggenberger Peter und Sarott Jachen, Beiträge zur Baugeschichte der ehemaligen Zisterzienserabtei Bonmont, Resultate der archäologischen Forschungen von 1973 bis 1988, in: Zisterzienserbauten in der Schweiz, Neue Forschungsergebnisse zur Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 2, Männerklöster, Zürich 1990, S. 9–34.

aufgrund des Keramikfundes nicht vor der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden sein kann, dürfen daher als vorderhand einzige bodenarchäologische Beweise gelten, dass das Kloster Gottstatt mindestens zwei umfassende Bauphasen aufweist: Das Grab dürfte in einem älteren Konventgebäude angelegt worden sein, dessen Mauern weniger stark als diejenigen (95/2) des erhaltenen Ostflügels waren. Ob es sich beim Gebäude, dessen Mauern noch erhalten sind, um dasjenige vor oder nach der Zerstörung von 1375 handelt, ist auch hier nicht mit Sicherheit zu entscheiden.

Zum Gebäudes selbst: Die Nähe der Kirchenchors weist auf die Verwendung des Raumes als Bibliothek und/oder Sakristei hin, wo die Wandnische als Schrank für Bücher und/oder Messgeräte diente (Abb. 21). Auch dazu sind wieder die Zisterzienser als Beispiel anzuführen, bei denen diese Räume – für die Bibliothek oft auch nur eine Wandnische – vielfach an gleicher Stelle lagen.

3. Interpretation der Baufolge

Zwischen Chor und Schiff besteht eine am Bestand ablesbare chronologische Zäsur, die das Baugeschehen in Etappen gliedert: Zwischen der Südmauer (1) der Kirche und der Quermauer (4) des Chores, in der sich die hohe Arkade (46a) öffnet, findet sich eine vertikale Baunaht. Die Baufolge zwischen Chor und Langhaus ist damit einigermassen klar: Das Schiff wurde nachträglich an das Chor angesetzt. Das als Saal ausgebildete Langhaus der Kirche entspricht jedoch augenscheinlich nicht der Disposition des Chores (Abb. 21). Es ist durchaus möglich, dass das Chor weitgehend fertiggestellt war, als man mit dem Bau des Langhauses begann.

Die hohe Arkade, die den Zugang in das Chor erlauben sollte, konnte nur behelfsmässig in den Korridor einbezogen werden. Dessen ursprüngliche Deckenkonstruktion lag tiefer als der Scheitel des Bogens und muss – wenn sie bis zu diesem reichte – die Öffnung geschnitten haben. Augenscheinlich setzte die Arkade und damit sicherlich das ganze Chor für das Langhaus eine andere Lösung voraus. Aus der Scheitelhöhe des Bogens darf geschlossen werden, dass man beim Bau des Chores mit einer deutlich höheren Eindeckung des westlich anschliessenden Raumes, wahrscheinlich mit einer Wölbung, rechnete. Eine derartig aufwendige Lösung erscheint jedoch für einen Korridor unwahrscheinlich. Vielmehr ist nicht auszuschliessen, dass ursprünglich ein südliches Nebenschiff und damit wohl eine Kirche mit dreiteiligem Langhaus vorgesehen war. Der Grundriss in Abbildung 21 macht begreiflich, dass man den südlichen Korridor, der – eine Planänderung vorausgesetzt – schliesslich an dieser Stelle entstanden wäre, bisher als Reduktion eines ursprünglichen Seitenschiffes interpretierte (Abb. 19): In der Tat suggeriert der Gang den Plan einer Basilika. Der Bogen (46a) markierte die Stelle des Triumphbogens, die heute bestehenden Stufenfolge den Niveauunterschied, der an dieser Stelle zwischen Chor und Langhaus zumeist bestand (Abb. 3). Ob ein derartiges erstes Projekt auf die Vorlage des Gründungsbaus, des Umbaus des beginnenden 14. Jahrhunderts oder den Neubau der 1375 vielleicht zerstörten Kirche zurückging, bleibe dahingestellt. Die Existenz einer älteren Arkade (46b), die sich an dieser Stelle vom Chor der älteren Kirche gegen Westen geöffnet haben muss, ist sicher nicht auszuschliessen. Es ist daher möglich, dass ein älteres Chor umgestaltet und mit einem neuen Langhaus versehen worden ist.

Die Interpretation einer weiteren Baunaht gestaltet sich schwieriger. Eine solche besteht zwischen der Südmauer (3/29) des Korridors und dessen westlicher Stirnmauer (2), die wiederum mit der Südmauer (1) der Kirche im Verband steht. Die nach dem Chor errichtete Kirchenmauer biegt daher gegen Süden und wurde – auf der Flucht der Westmauer der Kirche – gegen die Korridormauer gelehnt, mindestens was den beobachteten oberen Bereich betrifft. Daraus könnte geschlossen werden, die südliche Gangmauer habe schon bestanden, als man das Langhaus aufführte. Eine weitere Beobachtung widerspricht aber dieser Schlussfolgerung: Die Deckenbalken (14, 15) waren sowohl in der Kirchenmauer als auch der Korridormauer eingebunden. Folglich muss mindestens deren oberer Teil gleichzeitig mit dem Schiff entstanden sein. Am Mauerwerk des Ganges liess sich jedoch keine horizontale Baunaht feststellen, die auf zwei Etappen hindeutete. Jedenfalls verfügen wir über keine Hinweise, dass sich in der Korridormauer die Fassadenmauer eines südlichen Seitenschiffes verbirgt.

Einzig aufgrund der hohen, im Gang nicht vollständig einbezogenen Chorarkade besteht daher die Möglichkeit eines – bei einem Neubau – geplanten oder – bei einer Übernahme eines älteren Chores – nicht mehr ausgeführten dreischiffigen Langhauses. Dieses wäre schliesslich aufgegeben und als Saal an das mindestens weitgehend beendete Chor angebaut worden. Die Südmauer kam an diejenige Stelle zu stehen, wo die Arkadenreihe vorgesehen war, die sich üblicherweise zwischen Haupt- und Nebenschiff einer Kirche mit basilikalem Grundriss öffnen. Damit hätte man ursprünglich als zusammengehörende Bereiche geplante Teile der Kirche getrennt und das Seitenschiff zu einem Gang degradiert, der entlang der Kirche verlief.

Letztlich ist jedoch nicht auszuschliessen, dass der Korridor, der das westliche Konventgebäude mit dem Chor der Kirche verbindet, von Beginn an vorgesehen war, und zwar mit hoher Arkade, die eine Wölbung voraussetzte. Diese qualitätsvollere Lösung hätte einer einfacheren mit sichtbarem Dachstuhl weichen müssen. Die Frage, ob der Gang von Beginn an eingeplant worden oder als Reduktion einer Basilika entstanden ist, kann nicht aufgrund formaler Gründe entschieden werden. Derartige Gänge finden beispielsweise ihre Berechtigung in der Struktur des Zi-

sterzienserordens, dessen Organisation bekanntlich den Prämonstratensern als Vorbild diente. Die Zisterzienser stützten die Selbstverwaltung ihrer Güter auf Laienbrüder, die teils auf den verstreuten Gütern, den Grangien, teils im Kloster selbst lebten. Dort war sowohl der Wohntrakt der Konversen im Westflügel als auch der ihnen vorbehaltene Platz in der Kirche von denjenigen der Mönche strikt getrennt, mindestens was die frühe Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts betrifft. Chor und Kreuzgang blieben den Mönchen reserviert. Die Konversen konnten die Kirche vielfach nur durch einen abgetrennten Korridor erreichen, der zwischen dem Westflügel und dem westlichen Kreuzgang lag.

Eine derartige Funktion des Korridors kann in Gottstatt insofern bestanden haben, als die Laienbrüder in den westeuropäischen Niederlassungen der Prämonstratenser vorerst eine bedeutendere Stellung innehatten als in denjenigen der östlichen Gebiete des Deutschen Reiches.[31] Schon im 13. Jahrhundert verringerte sich im allgemeinen die Rekrutierung von Konversen als Folge der Konkurrenz zu den Bettelorden und den Städten jedoch derart, dass die klösterliche Eigenbewirtschaftung in Frage gestellt wurde.[32] In der Zeit, in der in Gottstatt die Klosteranlage mit Korridor entstand, müsste im Prinzip demnach das Konversenwesen noch eine bedeutende Rolle gespielt haben. Die Lage des Korridors zwischen Westtrakt, von dem her er zugänglich gewesen sein muss, und Chor, das eigentlich den Mönchen reserviert war, zeigt immerhin, dass er für Mitglieder der Gemeinschaft, vielleicht auch für Gäste, vorgesehen war.

Die Bauskulpturen der Klosterkirche

Gabriele Keck

Die ehemalige Klosterkirche der Prämonstratenser in Gottstatt ist an einzelnen Gebäudeteilen und verschiedenen architektonischen Gelenkstellen durch bauplastische Elemente wie Portal- und Arkadenrahmung, Masswerkfenster, Kapitelle mit Kämpfer, Kaffgesims, Gewölberippen und Schlusssteine ausgezeichnet. Ergänzt wird dieser *in situ*-Bestand einerseits durch zwei Bogenstücke von Masswerkfenstern, die im Zuge der Bauuntersuchung aus dem Schutt über dem Gewölbe geborgen wurden, andererseits durch zwei aus mehreren Fragmenten zusammengesetzte Werkstücke von Gewölberippen, die in der Südfassade vermauert waren. Sämtliche Werkstücke bestehen aus dem lokalen bläulichen Sandstein.

Im Westen betritt man den Rechtecksaal durch ein gedrungenes Spitzbogenportal mit feingliedrigem Gewände (Abb. 31). Dieses ist aus mehreren Werksteinen gefügt, die in gleich hohen Lagen symmetrisch versetzt sind. Eine vertikale Stossfuge in der Mittelachse teilt den Keilstein in zwei verschieden grosse Stücke. Ein weiterer schmaler Stein wurde in der Scheitelzone eingepasst, um den Übergang zu den Gewändesteinen zu bewerkstelligen. Das kapitelllose Portalgewände ist umlaufend durch zwei birnstabähnliche Profile zwischen einer Abfolge von Rundkehlen und -stäben gegliedert, ohne dass sich ein eigentlicher Rhythmus abzeichnet (Abb. 32). Die beiden «Birnstäbe» sind asymmetrisch, breit und etwas gedrungen. Ihr Steg ist schmal, im Querschnitt zeigt das Profil die Tendenz zu einem kielbogenförmigen Schwung. In der Sockelzone treffen die Stäbe und Kehlen beidseitig auf einen übereckgestellten Werkstein mit dreiteiligem fächerartigem Abschluss, dessen Gestaltung mit der sonstigen Portalrahmung nicht harmoniert. Aus den Fugen, sowohl den senkrechten als auch der waagrechten, geht hervor, dass diese Werksteine von vorne in das Gewände eingestellt und deshalb infolge einer Reparatur ersetzt worden sind. Dass der Sockel in dieser Form nicht zum ursprünglichen Bestand gehört, bestätigt denn auch die Beschreibung von Johann Rudolf Rahn, wonach die «Hohlkehlen und birnförmigen Rippen ... sich in Einem Zuge von dem Boden bis zum Scheitel fortsetzen.»[33]

Das Rauminnere ist in der südseitigen Obergadenzone durch drei kleine, schmale Rundbogenfenster belichtet, ein viertes ist vielleicht im westlichsten Joch vermauert, wo sich heute die Orgel befindet. Die gegenüberliegende Nordfassade ist anders gestaltet. Sie weist vier hohe Masswerkfenster mit einer Fensterverglasung von 1955[34] auf (Abb. 33). Diese sind jeweils in zwei schmale Lanzettbahnen und einen Kreis ohne Innengliederung geteilt.[35] Die Fenstergewände samt den Spitzbogen bestehen aus einzelnen Tuffsteinen, während die Masswerkbekrönungen aus Sandstein gefertigt und als monolithische Werkstücke in den Tuffsteinrahmen eingesetzt sind. Innerhalb dieser Tuffsteinrahmung setzen die Spitzbogen der Masswerkbekrönungen in Kämpferhöhe des Fensterbogens an. Dadurch sackt der im Scheitel ausgeführte Kreis zwischen die Lanzetten und schneidet sie, oben verschmilzt er mit der bogigen Fensterlaibung. Nasen oder Detailformen, die im Zuge jüngerer Fensterverglasungen abgeschlagen worden sein könnten, sind nicht nachweisbar – zumindest sind keine Spuren davon aus der Distanz auszumachen. Die Profile des Masswerks und der Mittelpfostenansätze sind scharfkantig geschnitten, der polygonale Querschnitt des Pfostens wurde am westlichsten Fenster auf der Innenseite zeichnerisch dokumentiert (Abb. 34). Die Mittelpfosten – einst wohl wie die Masswerkbekrönungen aus Sandstein gearbeitet – sind nicht erhalten. Im ausgehenden 19. Jahr-

31 Dazu beispielsweise: Binding und Untermann 1985, S. 296.
32 Dazu beispielsweise: Binding und Untermann 1985, S. 179f.
33 Rahn Johann Rudolf, Gottstatt, in: Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde III, 1876, Nr. 1, S. 662.
34 Moser Andres und Ehrensperger Ingrid, Arts et monuments. Jura bernois, Bienne et les rives du lac, Bern 1983, S. 72.
35 Rahn Johann Rudolf, Gottstatt, in: Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde III, 1876, Nr. 1, S. 662, spricht von offenen Kreisen oder sphärischen Dreiecken – eine Beschreibung, die nur ungenau mit dem Istzustand in Übereinstimmung zu bringen ist.

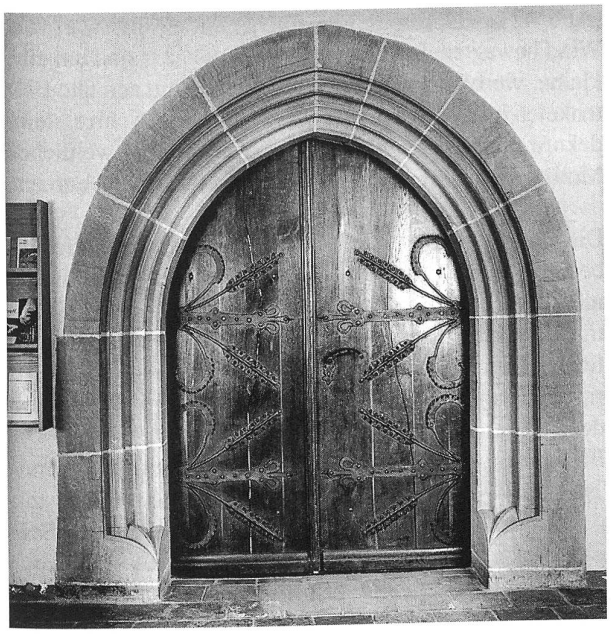

Abb. 31: Westmauer, Portal.

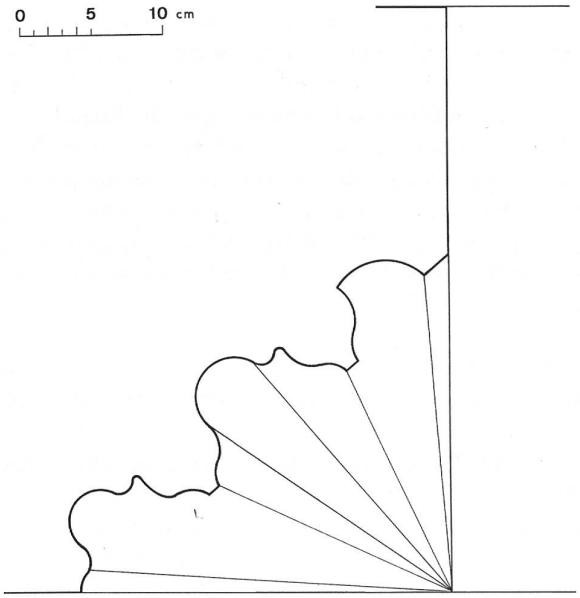

Abb. 32: Westmauer, Gewändeprofil des Portals. M. 1:5.

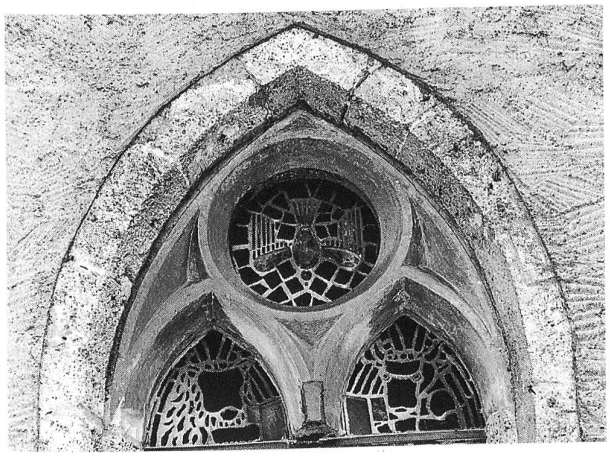

Abb. 33: Nordmauer, westliches Fenster.

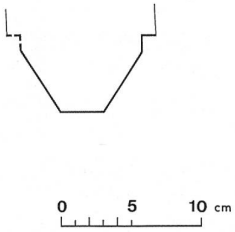

Abb. 34: Nordmauer, westliches Fenster. Profil des Mittelpfostens (innen). M. 1:5.

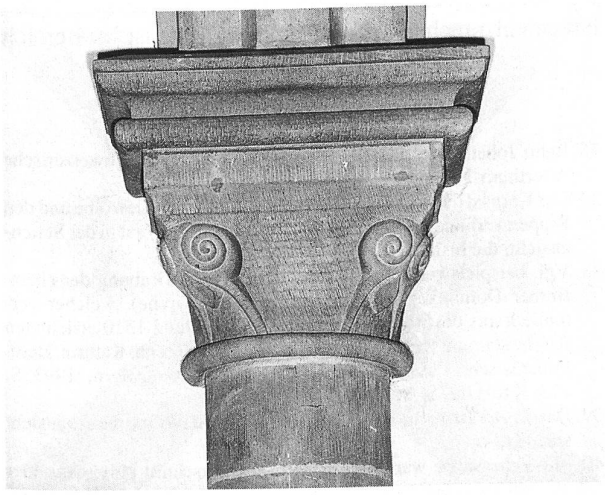

Abb. 35: Südmauer, Kapitell (zwischen 3. und 4. Joch).

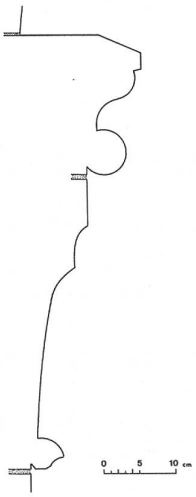

Abb. 36: Südmauer, Profil des Kapitells (zwischen 3. und 4. Joch). M. 1:10.

hundert müssen sie noch an Ort und Stelle vorhanden gewesen sein.[36] Möglicherweise wurden sie erst im Zusammenhang mit der Fensterverglasung von 1955 entfernt, jedenfalls berücksichtigt diese die Einteilung in Lanzettbahnen nicht mehr. Die Sohlbänke sind innen und aussen abgeschrägt. An der Aussenfassade hat jedes der Spitzbogenfenster bis zum Fensteranschlag eine zweifach gefaste Laibung, innen ist sie einfach geschrägt. In das Gewände eingestellte Säulenvorlagen mit Kapitellzonen fehlen.

Der Rechtecksaal ist in vier gleich grosse, quadratische Joche gegliedert und mit Kreuzrippen überwölbt (Abb. 23). Die einzelnen Gewölbefelder sind durch spitze Gurt- und Scheidbogen ausgeschieden, die Stichkappen durch Grate betont. Die Gewölberippen sind vom Typus der gotischen Kehlrippe. Ihr Profil wurde im Zuge der Kurzanalyse nur zwischen dem dritten und vierten Joch auf der Südseite oberhalb des Kämpfers dokumentiert (Abb. 38). Die Seiten der Rippen sind im Querschnitt steil gekehlt, der Steg misst etwas weniger als ein Drittel der Rippenbreite. Diesem Profil entsprechend sind die Schild- und Gurtbogen gestaltet: einfache Kehle an den Schildbogen, zweiseitige Kehle mit jedoch breiterem Steg an den Gurtbogen. In allen vier Gewölbefeldern sind in die Rippenkreuze Schlusssteine eingefügt. Jeder der vier besteht aus einer reliefierten Schauseite von runder Grundform und einem Kern,[37] in dem die Gewölberippen sich vereinigen. Schlusssteine haben in der Regel angearbeitete Ansätze des Rippenprofils, damit sie statisch zuverlässig funktionsfähig sind.[38] Im Fall der Gottstatter Klosterkirche belegt das Fugenbild hingegen einwandfrei, dass die Werkstücke der Gewölberippen bis an den Kern des Schlusssteins herangeführt wurden. Ihre Position hoch oben im Scheitel des Gewölbes erforderte eine klare und markante Komposition und keine übermässig feine Ausführung der Details. Dementsprechend einfach ist die Rosette im westlichsten Joch gestaltet (Abb. 39). Vier lappige, im Grundriss rundliche Blütenblätter mit Mittelgrat und kaum betonter Blattspitze überschneiden kleinere, gleichartig gestaltete Kelchblättchen. Ein runder – und wohl plastisch vorkragender – Blütenkelch ist gerautet. Im nächsten Gewölbefeld schliesst sich ein Schlussstein mit einer sehr plastisch dargestellten heraldischen Rose an (Abb. 40). Sie besteht aus zwei Kränzen mit je fünf herzförmigen Blütenblättern, deren innere um einen halbkugeligen Blütenkelch angeordnet sind, während kleine Lanzettblättchen zwischen dem äusseren Blattkranz vorragen. Auch der nächste Schlussstein im dritten Joch trägt einen heraldischen Reliefdekor (Abb. 41). Auf dem am Rand gefasten oder gekehlten Teller[39] ist ein Dreieckschild mit Wappen, einem Pfahl mit drei Sparren, angebracht. Es ist das Wappen des Klostergründers, des Grafen Rudolf I. von Nidau, und zugleich auch jenes der Prämonstratenserabtei Gottstatt. Die Farben Rot als Wappengrund, Gold für den Pfahl und Schwarz für die Sparren waren vermutlich aufgemalt. Der vierte und letzte Schlussstein im östlichsten Langhausjoch ist mit einer Wirbelrosette verziert (Abb. 42). Vier dreiteilige Fächerblätter mit wie vom Wind bewegten, hochgebogenen Blattseiten sind um eine kleine, vierblättrige Rosette mit Kelchblättchen und Blütenkelch im Zentrum angeordnet. Sämtliche Schlusssteindekore gehören demnach ikonografisch dem weltlichen Motivkreis an; religiöse Darstellungen sind nicht vertreten.

Die inneren Seitenwände des Langhauses sind den Gewölbeeinheiten entsprechend durch halbrunde Wandpfeiler mit Kapitellbekrönung rhythmisiert (Abb. 35). Ein wuchtiger Kämpfer nimmt den Schub der hier zusammentreffenden Gewölbe- und Schildbogenrippen sowie der Gurtrippe auf und leitet sie auf die Wandpfeiler ab, welche an den Aussenfassaden durch Streben verstärkt sind. Die Pfeiler sind aus einzelnen, ins Mauerwerk eingebundenen Trommeln mit aussergewöhnlich breiten Mörtelfugen aufgebaut und ruhen auf zylindrischen, oben gefasten Basen; ihre Gesteinsoberfläche ist überarbeitet.[40] Dies gilt auch für die sechs überlieferten Kelchkapitelle, während die als separate Werkstücke gearbeiteten Kämpfer angesichts ihrer Oberflächenbearbeitung und der einwandfrei erhaltenen Profile im Zuge einer der Restaurierungen des 20. Jahrhunderts ersetzt worden zu sein scheinen. Sie unterscheiden sich auch farblich von den Kapitellen. Die erneuerten Kämpfer im Langhaus sind über rechteckigem Grundriss angelegt, ihr Profil besteht aus einer an der Oberkante breit gefasten Platte, einem stützenden Karnies und einem wulstigen Dreiviertelstab, der sich wie eine Rolle über ein schmales Plättchen schiebt und mittels einer «Gehrung» im rechten Winkel abknickt (Abb. 36). Die Kämpfer wurden offenbar nach den Originalen gearbeitet, denn ihr Profil entspricht in etwa jenem der beiden westlichsten übereckgestellten Kämpfer in den Langhausecken, welche als einzige weitgehend im ursprünglichen Zustand überliefert sind. Allerdings sind die Formen etwas verschliffener, insbesondere die an der Oberkante gefaste Platte hat die Tendenz zur Rundung. Bei Johann Rudolf Rahn, der die Kirche noch vor den Restaurierungen des 20. Jahrhunderts gesehen hatte, ist denn auch die Rede von einer hohen, mit zwei Wulsten verzierten Deckplatte.[41] Die dazugehörenden Kapitelle sind dem Standort in den Ecken entsprechend schmaler, ihre Breite ist im Bereich

36 Rahn Johann Rudolf, Gottstatt, in: Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde III, 1876, Nr. 1, S. 662.

37 Der Kern ist das eigentlich konstruktive, mit dem Gewölbe und den Rippen verbundene Element. Er zeigt seine Form erst in der Seitenansicht, die bislang nicht dokumentiert ist.

38 Vgl. beispielsweise den Schlussstein aus der Grabung der ehem. Berner Dominikanerkirche (Französische Kirche), welcher vermutlich aus der Bauzeit der zwischen 1280 und 1310 errichteten Kirche stammt. Descœudres Georges und Utz Tremp Kathrin, Bern. Französische Kirche, Ehemaliges Predigerkloster, Bern, 1993, S. 178, Kat. 11.2, S. 117.

39 Das Profil ist nicht näher zu bestimmen, da keine Seitenansicht vorliegt.

40 Möglicherweise waren die Basen im Querschnitt polygonal oder wurden sogar ersetzt.

41 Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde III, 1876, Nr. 1, S. 662.

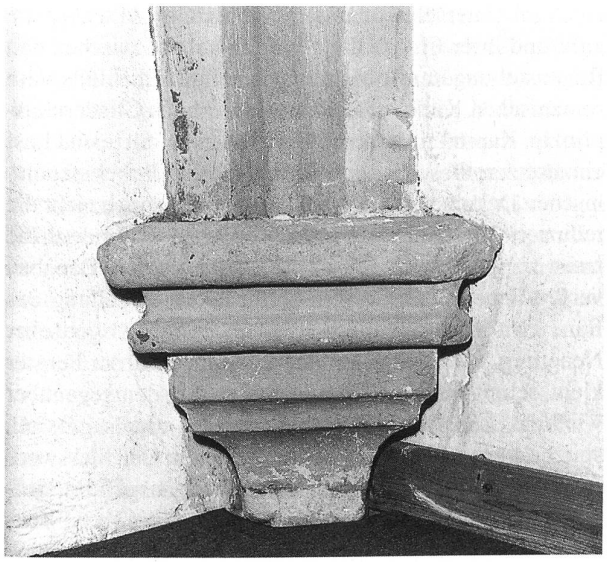

Abb. 37: Nordwestecke, Eckkapitell.

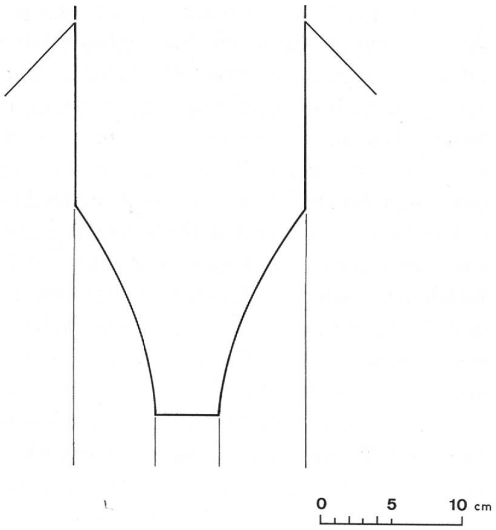

Abb. 38: Profil der Gewölberippe (über dem Kapitell zwischen 3. und 4. Joch). M. 1:5.

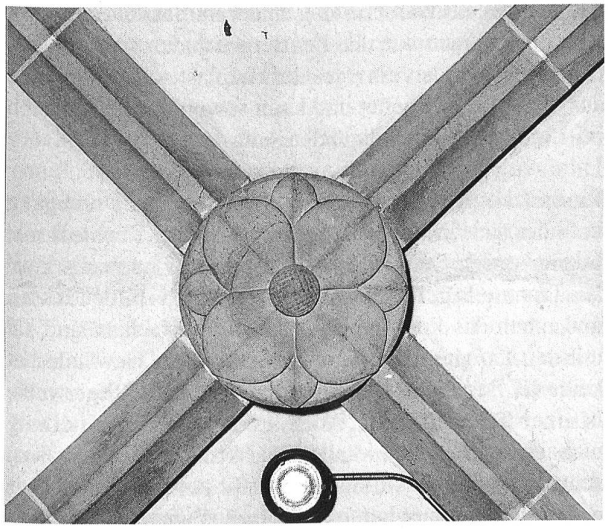

Abb. 39: 1. Joch, Schlussstein.

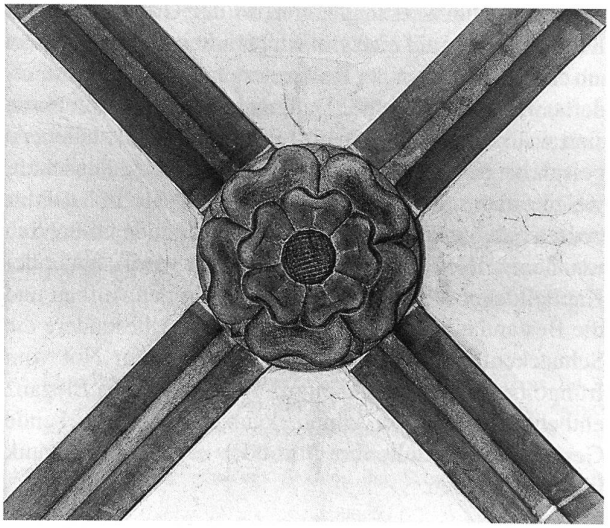

Abb. 40: 2. Joch, Schlussstein.

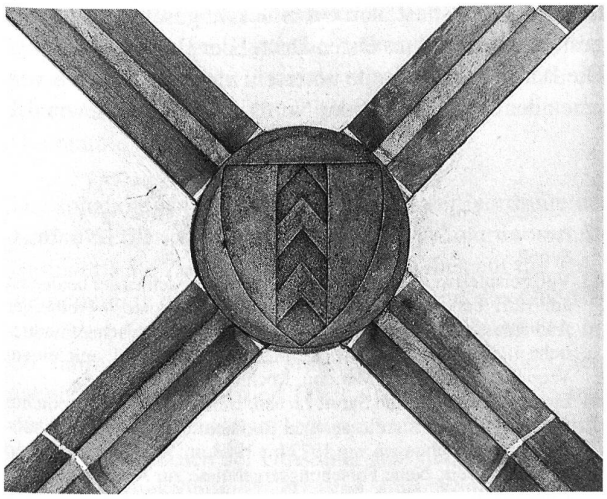

Abb. 41: 3. Joch, Schlussstein.

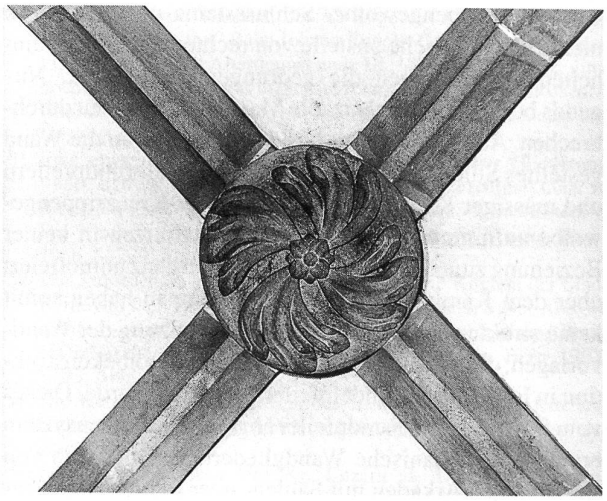

Abb. 42: 4. Joch, Schlussstein.

des Kapitellkelches konsolenartig reduziert (Abb. 37). An der Chorseite, wo heute eine Mauer das Kirchenschiff von der abgetragenen Ostpartie trennt, sind die Kämpfer abgeschlagen, die Rippenanfänger steigen unvermittelt in den Wandecken auf.

Die Kapitelle im Langhaus setzen sich von unten nach oben gesehen aus einem an das Werkstück angearbeiteten wulstigen Halsring, dem breiten, im Profil gekehlten Kelch, einer schmalen Kehle und einer hohen, vorkragenden Platte zusammen. Der sparsame Reliefdekor betont nur die Ecken des Kapitellkelches, für dessen Aufbau das korinthische Kapitell als Grundform letztlich massgebend war. Das eigenwillig anmutende Motiv, das entsprechend der Kapitellanzahl in sechs verschiedenen Varianten ausgeführt wurde, besteht aus gegenständigen volutenähnlichen Gebilden auf Stengeln, dazwischen hängen ausgestanzt wirkende mandelförmige Blättchen. Hätte Johann Rudolf Rahn die Darstellung nicht in Form von «zwei aufrechtstehenden Voluten» beschrieben,[42] kämen erhebliche Zweifel an der Originalität der Kapitelle auf, weisen doch auch die Werkzeugspuren an der Grundfläche des Kapitellkelches auf eine grobe Überarbeitung hin, die man am ehesten mit einer der Restaurierungen des 20. Jahrhunderts verbinden möchte. Dahingehend zu interpretieren sind wahrscheinlich auch einzelne kleine Flickstellen, so beispielsweise an den Profilkanten und am Säulenschaft, welche man mit der gebotenen Vorsicht als Indiz dafür deuten möchte, dass es sich bei den Kapitellen tatsächlich um älteren Bestand handelt. Doch merkwürdig mutet der Kapitelldekor allemal an. Während man den Aufbau und die Bestandteile des Kapitellschmucks, insbesondere die Schneckenform mit dem Stengelfortsatz, zur Not vom frühgotischen Knospenkapitell[43] – freilich dieser Eleganz entbehrend – herleiten könnte, kann die massig wirkende Gestalt des Kapitells ihre Vorbilder in der Spätromanik nicht verleugnen.

Der Eindruck von Masse und Schwere bestimmt selbst das insgesamt mehr romanische als gotische Raumgefühl, daran ändern auch die gotischen bauplastischen Elemente wie Kreuzrippengewölbe, Schlusssteine und Masswerk nichts. Quadratische anstelle von rechteckigen Raumeinheiten unterstreichen die gedrungene Baugestalt. Nirgends besteht die Tendenz, die Masse der Mauer zu durchbrechen. Auffällig ist insbesondere, dass ein an die Wand gestelltes Stützensystem mit mächtigen Halbrundpfeilern und massiger Kapitellzone ein gotisches Kreuzrippengewölbe aufnimmt. Dadurch stehen die Stützen in keiner Beziehung zum Gewölbe, dessen Rippen ganz unmotiviert über dem Kämpfer aufsteigen. Die Rippen haben somit keine strukturierende Aufgabe als Fortsetzung der Wandvorlagen, die man im Fall einer solchen Gewölbekonstruktion in Form eines Bündelpfeilers erwarten würde. Dieses vom freistehenden Rundpfeiler abgeleitete Stützensystem erinnert an romanische Wandgliederungen in Form von spitzbogigen Arkaden mit Säulen- oder Pfeilerpaaren zur Trennung der Schiffe, wie beispielsweise in Bonmont.[44]

Doch im Unterschied dazu sind in der Gottstatter Kirche aufgrund ihrer Einschiffigkeit die Flächen zwischen den Bogenstellungen mit Mauerwerk gefüllt. Ebenfalls vom romanischen Kirchenbau abzuleiten ist das Gliederungsprinzip, Kapitelle als Vermittler zwischen Stütze und Last einzusetzen. Obwohl die Gottstatter Kapitelle keine romanischen Dekore mehr aufweisen, haben sie noch nicht die reduzierte plastische Rolle ihrer gotischen Nachfolger, die meist zu schmalen Friesen vereinfacht werden. Daneben verdeutlichen auch die Fensterformen die Stellung des Baus zwischen romanischer Bautradition und gotischer Neuerung. Im Obergaden der Südseite sind die Fenster klein, schmal und rundbogig geschlossen; demgegenüber wird das Langhaus auf der Nordseite mittels grossen, spitzbogigen Masswerkfenstern belichtet. Das Masswerk ist noch in einer schlichten Grundform ausgeführt, aufwendige Binnenformen wie Pässe, vor allem aber Fischblasen, die ein gewichtiges Argument für seine Entstehung in spät- oder nachgotischer Zeit bilden würden, fehlen.

Keine nähere zeitliche Eingrenzung erlaubt das gotische Kaffgesims mit Wasserschlag an der Südfassade (Abb. 8). Es ist, wenn man von den Fenstergewänden an der Nordfassade absieht, als einziges der bauplastischen Elemente aus Tuffstein gearbeitet und kann sowohl im 13. als auch im 14. Jahrhundert entstanden sein.

Ein spitzbogiger, heute als Portal verwendeter Durchgang befindet sich in der Verlängerung der den Rechtecksaal begrenzenden Ostmauer (Abb. 24 und 25). Jeweils zwei aus Trommeln gefügte mächtige Halbsäulen bilden aussen und innen das Portalgewände. In ihrer Machart sind sie mit den Langhaussäulen vergleichbar. Das Gewände hat keinerlei Bezug zur Bekrönung, die sich auffälligerweise in einer Kehle fortsetzt. Auch scheint die Bogenstellung nicht so recht zum Gewände zu passen: sie wirkt etwas zu schmal, es fehlen Auflageblöcke für den Bogen, so dass der Bogenanfänger bereits den Radius vorgibt. Nordseits wird die Gewändeaussenseite ausserdem von einem schlanken Runddienst flankiert, dessen Werksteine die gleichen Lagenhöhen wie jene des Gewändes aufweisen. Der Runddienst ist vor ein Stück abgeschrägte Mauer gestellt und endet im ersten Drittel der Bogenbekrönung. Die Basen der Nordseite unterscheiden sich deutlich von jenen der Südseite. Auf der Nordseite besteht die von der

42 Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde III, 1876, Nr. 1, S. 662.

43 Vgl. beispielsweise zwei Kapitelle in Fribourg, eines der beiden ist um 1251 befunddatiert. Archéologie fribourgeoise – Freiburger Archäologie. Chronique archéologique – Archäologischer Fundbericht 1993, Freiburg 1995, S. 48, Abb. 73 und 74, mit einem Vergleichsbeispiel aus Moudon, Rochefort, um 1280.

44 Eggenberger Peter und Sarott Jachen, Beiträge zur Baugeschichte der ehemaligen Zisterzienserabtei Bonmont. Resultate der archäologischen Forschungen von 1973 bis 1988, in: Zisterzienserbauten in der Schweiz. Neue Forschungsergebnisse zur Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 2, Männerklöster, Zürich 1990, S. 9–34, hier S. 30, Abb. 30.

attischen Grundform abgeleitete Basis aus einem kräftigen Wulst, einer schmalen Kehle und einem schmalen Wulst (Abb. 9). Die Plinthe ist nur auf der Aussenseite sichtbar, innen wird sie vom nachträglich erhöhten Bodenniveau verdeckt. Die Basis auf der gegenüberliegenden Südseite scheint angesichts der im Vergleich zum Säulendurchmesser viel zu grossen, polygonalen Plinthe und dem kräftigen Wulst sowie der groben Werkzeugspuren erneuert worden zu sein oder aus einem anderen Zusammenhang zu stammen. Dies gilt auch für die Aussenseite, wo sich die Basis wiederum kaum von der derben Plinthe und einem kaum abgesetzten Wulst unterscheidet.

Den Schriftquellen ist zu entnehmen, dass Graf Rudolf I. von Neuenburg-Nidau die Prämonstratenserabtei Gottstatt als Hauskloster in zwei Etappen, 1247 und 1255, gründete. Seit 1260 besiedelten Mönche der dem gleichen Orden angehörenden Abtei Bellelay die Niederlassung. In den Jahrzehnten um 1300 kamen zahlreiche Vergabungen der Klosterkirche zugute, ein exaktes Baudatum ist nicht überliefert. 1375 wurde der Klosteranlage im Guglerkrieg grosser Schaden zugefügt. Letzte klösterliche Bautätigkeiten werden noch kurz vor der Einführung der Reformation anfangs des 16. Jahrhunderts verzeichnet.[45]

Das Ausmass der durch den Einfall der Gugler entstandenen Schäden ist unbekannt, sie sollen jedoch beträchtlich gewesen sein.[46] Nachrichten, die unmissverständlich auf die Notwendigkeit eines Neubaus der Kirche von Grund auf hinweisen würden, fehlen allerdings bislang. Handelt es sich bei der heute bestehenden Kirche also um ein nach 1375 gänzlich neu entstandenes Bauwerk oder haben wir einen älteren Vorgängerbau vor uns? Ungewiss ist ausserdem, ob unmittelbar auf die Klostergründung ein Kirchenbau in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts folgte, der zwischen 1295 und 1314 mittels Ablässen umgebaut wurde,[47] oder ob diese Spenden gar einen weiteren Neubau nach sich zogen.[48] Aufschluss über diese Unsicherheit vermöchte einzig und allein eine ausstehende Ausgrabung des Gebäudes mit Befundanalyse des aufgehenden Mauerwerks zu erbringen. Vorderhand gilt es deshalb zu prüfen, ob die Zeitstellung der Klosterkirche anhand der Analyse der bauplastischen Elemente näher bestimmt werden kann. Dafür in Frage kommen einerseits die Profile des Masswerks und der Gewölberippen, andererseits der skulpturale Bauschmuck.

Die spitzbogigen Masswerkfenster auf der Nordseite der Kirche werden von der bisherigen Forschung in nachreformatorische Zeit datiert.[49] Zwar mag dies auf die Tuffsteinrahmung zutreffen, der man aufgrund der Oberflächenbearbeitung vielleicht auch eine Entstehung erst im 20. Jahrhundert zutrauen könnte. Der polygonale Querschnitt der sandsteinernen Teile, also des Masswerks und der Mittelpfostenansätze, legt indessen eine frühere Entstehung nahe. Auch der Umstand, dass nur die Monolithe der Fensterbekrönungen erhalten sind, könnte auf ihre Wiederverwendung im Zusammenhang mit einer Fensterumgestaltung und damit auf älteren Ursprung hinweisen. Für den «denkmalpflegerischen» Umgang mit dem gotischen Bauschmuck ist das fassadenseitig mit nicht lokalisierten Masswerkelementen «geohrte» Ostfenster geradezu bezeichnend.[50] Dass das Masswerk auf der Nordseite des Langhauses kaum in nachreformatorischer Zeit entstanden sein kann, möchte man angesichts seines schlichten Aufbaus, zwei schmale Lanzetten unter einem Kreis, annehmen.[51] Damit vertritt es vielmehr eine Frühform des Masswerks, mit der auch das bereits in der Romanik verwendete polygonale Profil – anstatt der gotischen Kehle – sowie das Fehlen von Nasen und anderen Binnengliederungen einhergeht. Eine vergleichbare Vereinfachung der französischen hochgotischen Masswerkformen zeichnet die Fensteröffnungen in den Langchören der seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verschiedenorts entstehenden Bettelordenskirchen aus. Die Gottstatter Fensterbekrönungen könnten daher durchaus noch zu einer vor den Guglerkriegen bestehenden Klosterkirche gehören.

Das Profil der Gewölberippen zeigt im Vergleich zu jenem des Masswerks eine fortschrittlichere Durchbildung mit seitlichen Kehlen und schmalem Steg. Vergleichsbeispiele dafür finden sich in der frühen gotischen Baukunst des deutschsprachigen Raumes wiederum bei den Bettelorden, so in den Chören der Dominikanerkirche (Französische Kirche) in Bern,[52] des Klosters Klingenthal in Basel[53] und der Franziskanerkirche in Luzern,[54] die alle in den Jahrzehnten um 1300 vollendet worden sind. In einer etwas kräftiger gekehlten Form sind die Kehlrippen in der

45 Kunstführer durch die Schweiz, begründet von Jenny Hans, Bd. 3, Bern 1982, S. 593. – Vgl. die im Beitrag von Peter Eggenberger zusammengetragenen historischen Notizen.

46 Vgl. die im Beitrag von Peter Eggenberger zitierte Textstelle.

47 Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz 3, Neuenburg 1926, S. 616.

48 Kunstführer durch die Schweiz, begründet von Jenny Hans, Bd. 3, Bern 1982, S. 593.

49 Kunstführer durch die Schweiz, begründet von Hans Jenny, Bd. 3, Bern 1982, S. 593.

50 Handelt es sich hierbei um einen Eingriff des 20. Jahrhunderts unter Verwendung von Material, das im Zuge der Ausgrabung in der Ostpartie zutage trat? Rahn Johann Rudolf, Gottstatt, in: Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde III, 1876, Nr. 1, S. 662, ging noch davon aus, dass das östlichste Joch den gerade geschlossenen Chor der Klosterkirche bildete, und erwähnt demzufolge, dass das «einzige Chorfenster der Füllung entbehrt».

51 Eine etwas gedrungenere Fensterform mit gleicher Gliederung findet sich im nördlichen Chorseitenschiff der Predigerkirche in Basel, um 1240/45. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt V, Die Kirchen, Klöster und Kapellen, von François Maurer, Basel 1966, S. 229, Abb. 287, und S. 238, Abb. 294.

52 Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern V, Die Kirchen der Stadt Bern, von Paul Hofer und Luc Mojon, Basel 1969, S. 95, Abb. 91 rechts. – Descœudres Georges und Utz Tremp Kathrin, Bern. Französische Kirche, Ehemaliges Predigerkloster, Bern 1993, S. 23, Abb. 10.

53 Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt IV, Die Kirchen, Klöster und Kapellen, von François Maurer, Basel 1961, beispielsweise S. 51, Abb. 58.

54 Die Kunstdenkmäler des Kt. Luzern II, Die Stadt Luzern: 1. Teil, von Adolf Reinle, Basel 1953, S. 240. Einer der Schlusssteine im Chor ist auch mit einer Rose verziert. Ebd., S. 241, Abb. 182.

Klosterkirche der Zisterzienser in Wettingen ausgeführt.[55] Es ist verlockend, das Gottstatter Rippengewölbe im gleichen Zeitraum unterzubringen, zumal die Klostergründung um die Mitte des 13. Jahrhunderts einen unmittelbaren Baubeginn der Anlage nach sich gezogen haben könnte. Einschränkend ist allerdings zu bemerken, dass der weit verbreitete Typus der zweiseitig gefasten Rippe «sich in Süddeutschland und in der Schweiz äusserst zählebig durch das ganze Spätmittelalter hindurch und bis ins 17. Jahrhundert gehalten» hat.[56]

Zu einer näheren Eingrenzung des Gottstatter Rippengewölbes tragen deutlicher die Schlusssteine bei, da sie mit den Gewölberippen eine Einheit bilden – vorausgesetzt, dass die von der Regel abweichenden kurzen Rippenansätze nicht als Hinweis auf eine Wiederverwendung dieser Schlusssteine in einem jüngeren Gewölbe zu deuten wären.[57] Auf einem der Schlusssteine dargestellt ist das sorgfältig skulptierte Wappen der Grafen von Neuenburg-Nidau, die bis zu ihrem Aussterben im Guglerkrieg 1375 zu den grössten Wohltätern des Klosters zählten.[58] Möchte man dieses Datum zusammen mit dem heraldischen Schlusssteinmotiv einerseits als gewichtiges Argument zugunsten eines heute noch bestehenden Baus ins Feld führen, ist andererseits zu bedenken, dass das Wappen der Grafen zugleich auch jenes des Klosters ist und somit nicht zwingend zu Lebzeiten der adligen Stifter entstanden sein muss. Darüber hinaus könnte das Wappen durchaus auch im Gedenken an die wohltätigen Klostergründer in einem neuen Kirchenbau angebracht worden sein. Einen Anhaltspunkt zur Datierung des Wappen-Schlusssteins bietet einzig der Dreieckschild, der die im 13. und 14. Jahrhundert übliche Form aufweist. Einem stetigen Wandel unterlegen, werden die Schilde im Verlaufe des 13. Jahrhunderts immer kleiner, vor allem die Spitze verkürzt sich beträchtlich, so dass die Seiten eine starke Biegung erhalten. Im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts verschwindet diese Schildform allmählich, da sie nicht mehr zeitgemäss war; Veränderungen in der Rüstungstechnik (Körperpanzerung) haben den Schild als Schutzwaffe des Kriegers überflüssig gemacht.[59] Gleichzeitig verliert der Schild auch seine Bedeutung als Attribut von Rittern. Die Formentwicklung des Dreieckschildes wird durch bildliche Darstellungen, vor allem auf Siegeln und Grabplatten, bestätigt. Die Schildform auf der Grabplatte Annas von Hochberg (†1281) und ihres Sohnes Karl im Basler Münster[60] oder jene auf der Grabplatte der Elisabeth von Kyburg (†1275) in der Franziskanerkirche in Freiburg[61] zeigt jeweils noch das langgezogene Dreieck. Das kürzere Dreieck mit stark ausgerundeten Seiten – wie auf dem Schlussstein in Gottstatt – begegnet einem hingegen am Tischgrab mit dem Wappen der Edlen von Eptingen-Wildenstein in Pieterlen, welches ins zweite Viertel des 14. Jahrhunderts datiert wird.[62] Die gleiche Schildform kehrt ferner wieder auf der Grabplatte des Walter Senn von Münsingen, nach 1324,[63] und ebenso auf dem Siegel von Reinhold von Mörigen, 1327.[64] Im Laufe des 14. Jahrhunderts werden die Seiten des Schildes schliesslich weniger gerundet und steiler. Da diese Kriterien auf die Gottstatter Schildform nicht zutreffen, ist eine Zeitstellung im fortgeschrittenen 14. Jahrhundert für den Schlussstein abzulehnen, falls nicht mit einer erheblichen Stilverspätung gerechnet werden muss, die man jedoch – abgesehen von der rangschaffenden Bedeutung des Wappenschildes als ritterliches Standeskennzeichen – angesichts der Rolle des Grafengeschlechts im Zusammenhang mit der Geschichte des Klosters eher ausschliessen möchte. Somit wäre die Entstehungszeit des Schlusssteins auf das erste oder spätestens zweite Viertel des 14. Jahrhunderts einzugrenzen. Er müsste demzufolge zu einem nur schleppend fortschreitenden Gründungsbau, einer Umbauphase oder einem um 1300 entstehenden Neubau gehören. Im gleichen Zeitraum unterzubringen ist ein zweiter Schlussstein. Er ist ebenfalls mit einem heraldischem Reliefdekor, der Rose, verziert. Vergleichbar ist etwa der Schlussstein mit der heraldischen Rose im Langhaus von St-Etienne in Moudon aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Eine weitere Parallele bildet die Rose am Schlussstein des Lettners von St. Peter in Basel, um 1350, wo ferner eine ähnliche Wirbelrosette dargestellt ist.[65] Während des 14. Jahrhunderts war die fünfblättrige heraldische Rose als repräsentatives Symbol in der darstellenden Kunst weit verbreitet.[66] Sie findet sich einzeln als zentrales Motiv oder zu mehreren in Rankenform auf zahlreichen profanen Wandmalereien[67],

55 Hoegger Peter, Zur Baugeschichte der Ostteile an der Zisterzienserkirche Wettingen, in: Zisterzienserbauten in der Schweiz. Neue Forschungsergebnisse zur Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 2, Männerklöster, Zürich 1990, S. 159–183, hier S. 161, Abb. 3.

56 Hoegger Peter, Zur Baugeschichte der Ostteile an der Zisterzienserkirche Wettingen, in: Zisterzienserbauten in der Schweiz. Neue Forschungsergebnisse zur Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 2, Männerklöster, Zürich 1990, S. 168.

57 Nimmt man eine vollständige Verwüstung der Kirche durch die Gugler an, erschiene es allerdings seltsam, dass sich vom Gewölbe ausgerechnet nur die Schlusssteine unversehrt erhalten hätten.

58 Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz 3, Neuenburg 1926, S. 615–616.

59 Wappenfibel. Handbuch der Heraldik, begründet durch Hildebrandt Adolf Matthias, Neustadt an der Aisch 1981, S. 47–48.

60 Francis de Quervain, Gesteinsarten an historischen Bau- und Bildwerken der Schweiz, Manuskript, ETH Zürich 1983, S. 20.

61 Les monuments d'art et d'histoire du canton de Fribourg, tome III, La ville de Fribourg, von Marcel Strub, Basel 1959, S. 28, Abb. 24.

62 Moser Andres und Ehrensperger Ingrid, Arts et monuments. Jura bernois, Bienne et les rives du lac, Bern 1983, S. 67.

63 Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern V, Die Kirchen der Stadt Bern, von Paul Hofer und Luc Mojon, Basel 1969, S. 155, Abb. 173.

64 Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Landband II, Der Amtsbezirk Erlach, Der Amtsbezirk Nidau 1. Teil, von Andres Moser, Basel 1998, S. 416, Abb. 518.

65 Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt V, Die Kirchen, Klöster und Kapellen, von François Maurer, Basel 1966, S. 81, Abb. 112/115. Eine Wirbelrosette zierte daneben den Lettner der Basler Predigerkirche, kurz vor 1269. Ebd., S. 243, Abb. 301.

66 Zum Symbolgehalt der Rose: Gutscher-Schmid Charlotte, Bemalte spätmittelalterliche Repräsentationsräume. Untersuchungen zur Wandmalerei und baugeschichtliche Beobachtungen anhand von Neufunden 1972–1980, in: Nobile Turegum multarum copia rerum. Drei Aufsätze zum mittelalterlichen Zürich, Zürich 1982, S. 90.

67 Beispielsweise im Haus «Zum Silberschild», frühes 14. Jahrhundert. Edele frouwen – schoene man. Die Manessische Liederhandschrift in Zürich, Ausstellungskatalog Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1991, S. 17.

auf Balkendecken,[68] in der Buchmalerei[69] und weiter auch auf Ofenkacheln.[70] In der Manessischen Liederhandschrift aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts ist die edelste aller Blumen vielfach wiedergegeben, ein rotblühender Rosenstrauch füllt gar die Buchseite mit der Darstellung des Minnesängers Rudolf von Neuenburg und seinem Wappen.[71] Ist es Zufall, dass sowohl das Wappen des Klostergründers Rudolf von Neuenburg, der vielleicht mit dem Minnesänger identisch ist, als auch die heraldische Rose auf den Schlusssteinen in der Gottstatter Klosterkirche nebeneinander vertreten sind?

Zusammenfassend ergibt sich aus der Kurzanalyse, dass verschiedene Argumente für eine Datierung der Klosterkirche vor 1375 sprechen. In erster Linie sind hier das Stützensystem, die Masswerkfenster und die Schlusssteine mit den heraldischen Reliefdekoren zu nennen. Dem weltlichen Motivkreis angehörend, stehen letztere der Zeit um 1300 ikonografisch näher als jener um 1400; stilistische Merkmale, vor allem die Schildform des Wappens, unterstützen diesen Datierungsvorschlag. Diese Kriterien reichen allerdings nicht aus, um eine Datierung der Kirche ins ausgehende 14. Jahrhundert und damit einen Neubau nach dem Guglerkrieg gänzlich auszuschliessen. Mit einer Stilverspätung hinsichtlich der Baugestalt und der plastischen Dekore ist ebenso zu rechnen wie mit einer Wiederverwendung der Schlusssteine. Vermutungen in dieser Hinsicht liegen angesichts der fehlenden Rippenansätze auf der Hand, zu beweisen ist dies momentan allerdings nicht. Das Profil der gotischen Gewölberippen selbst liefert keine Anhaltspunkte für eine nähere zeitliche Eingrenzung, allenfalls könnte die quadratische Jocheinteilung anstatt der in der reifen Gotik bevorzugten rechteckigen eine Frühdatierung unterstützen. Während das Bündelpfeilersystem des gotischen Kirchenbaus jeder Stütze eine Last zuordnet und jeder Dienst direkt ins Gewölbe übergeht, sind in Gottstatt einzelne Pfeiler an die Langhauswände gestellt, die über ein Kapitell jeweils sämtliche Deckenlasten aufnehmen. Diese Wandgliederung ist frühgotisch und hat ihre Wurzeln in der Spätromanik. Auch in der ausgeprägten Kapitellzone lebt die Romanik weiter, die fortgeschrittene Gotik verzichtet hingegen darauf und bevorzugt hier ein Ornamentband, wie beispielsweise in der Kollegiatskirche Romont.[72] Eine gewisse Vorbildlichkeit hinsichtlich der Reminiszensen an die romanische Baugliederung mag vielleicht von der archäologisch nachgewiesenen einschiffigen Abteikirche der Prämonstratenser in Bellelay ausgegangen sein, welche in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts begonnen und zu Beginn des 13. Jahrhunderts fertiggestellt wurde.[73] Johann Rudolf Rahn stellte die Klosterkirche von Gottstatt in den Zusammenhang mit Rechtecksälen des 14. Jahrhunderts, so mit der Kirche der Kartause von La Lance, der Kirche St-Antoine in La Sarraz und dem Schiff von Lutry.[74] Mit Gottstatt weitläufig verwandt ist auch der in der Region Fribourg geläufige Bautyp mit zweijochigem, kreuzrippengewölbtem geradem Chor und einschiffigem Langhaus mit Holzpfeilergliederung. Dieser Bautyp wurde für die kurz vor 1300 vollendete erste Kirche von Romont rekonstruiert[75] und fand verbreitet Nachfolge, so beispielsweise in der Pfarrkirche St. Vinzenz von Montagny-les-Monts aus der ersten Hälfte 14. Jahrhunderts und in der 1346 geweihten Kirche des zisterziensischen Frauenklosters La Fille-Dieu bei Romont.[76] Als Vergleichsbeispiel zum Gottstatter Langhaus bietet sich hinsichtlich der Wand- und Gewölbeaufteilung vor allem der Chor der Kirche von Montagny an: grosse spitzbogige Fenster, an die Wand gestellte mächtige Halbsäulen, Scheidbogen, Kapitellzone mit Kämpfer als Auflagefläche für ein Kreuzrippengewölbe mit Wappenschlusssteinen.

Ausgehend von oben angeführten stilistischen Argumenten zu den bauplastischen Elementen und der Raumgliederung möchte man in der bestehenden Kirche den Rest eines Baus aus dem 13./frühen 14. Jahrhundert vermuten. Allerdings bleibt angesichts der problematischen zeitlichen Einordnung des Gewölbes eine grosse Unsicherheit bestehen. Deshalb ist ein Neubau der Klosterkirche nach den Guglerkriegen derzeit weder auszuschliessen noch zweifelsfrei zu beweisen, doch deutet zumindest das Gewände mit den Birnstabprofilen auf eine Erneuerung des Westportals im 15. Jahrhundert hin.

Zu einer vom bestehenden Bau wahrscheinlich unabhängigen Gewölbekonstruktion gehören zwei aus mehreren

68 Zürich, Haus «Zum Blauen Himmel», um 1300, und Haus «Zum Loch», frühes 14. Jahrhundert. Edele frouwen – schoene man. Die Manessische Liederhandschrift in Zürich, Ausstellungskatalog Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1991, S. 17 und S. 277.

69 Auf verschiedenen Buchseiten in der Manessischen Liederhandschrift oder auf der Wappenrolle von Zürich, um 1340.

70 So an einem im Raum Bern hergestellten Kachelofen aus der Zeit um 1330–1350. Keck Gabriele, Ein Kachelofen der Manesse-Zeit. Ofenkeramik aus der Gestelnburg/Wallis, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 50, 1993, S. 333, Kat. 21, Abb. 44.

71 Codex Manesse. Die Miniaturen der Grossen Heidelberger Liederhandschrift, hg. und erläutert von Ingo Walther unter Mitarbeit von Gisela Siebert, Frankfurt am Main 1989, S. 20, Taf. 10 (= fol. 20r: Graf Rudolf von Neuenburg). – Historisch-Biographisches Lexikon V, Neuenburg 1929, S. 282–283.

72 Die Entstehung der Frieskapitelle in der Vorhalle und im südlichen Seitenschiff wird in die Zeit zwischen 1310 und 1330 bzw. zwischen 1350 und 1382 angesetzt. Schätti Nicolas und Bujard Jacques, Histoire de la construction de 1240 à 1400, in: La collégiale de Romont (= Patrimoine fribourgeois 6), Fribourg 1996, S. 19.

73 Wyss Alfred et de Raemy Daniel, L'ancienne abbaye de Bellelay. Histoire de son architecture, Intervalles 1992, S. 38, Abb. 12, und S. 65.

74 Rahn Johann Rudolf, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, Zürich 1876, S. 800–801. – Die Kapelle St-Antoine ist ein dreijochiger Rechtecksaal mit Kreuzrippengewölben und Wappen-Schlusssteinen, um 1360–70. Kunstführer durch die Schweiz, begründet von Hans Jenny, Bd. 2, Zürich/Wabern 1976, S. 231.

75 Schätti Nicolas und Bujard Jacques, Histoire de la construction de 1240 à 1400, in: La collégiale de Romont (= Patrimoine fribourgeois 6), Fribourg 1996, S. 6–20, Rekonstruktionsplan, S. 6, Abb. 3.

76 Ebenda, S. 9. – Bujard Jacques, Pradervand Brigitte und Schätti Nicolas, L'abbaye cistercienne de la Fille-Dieu à Romont. Histoire, architecture et décors peints, in: Archéologie fribourgeoise – Freiburger Archäologie. Chronique archéologique – Archäologischer Fundbericht 1993, Fribourg 1995, S. 75–131, bes. S. 88, Abb. 22.

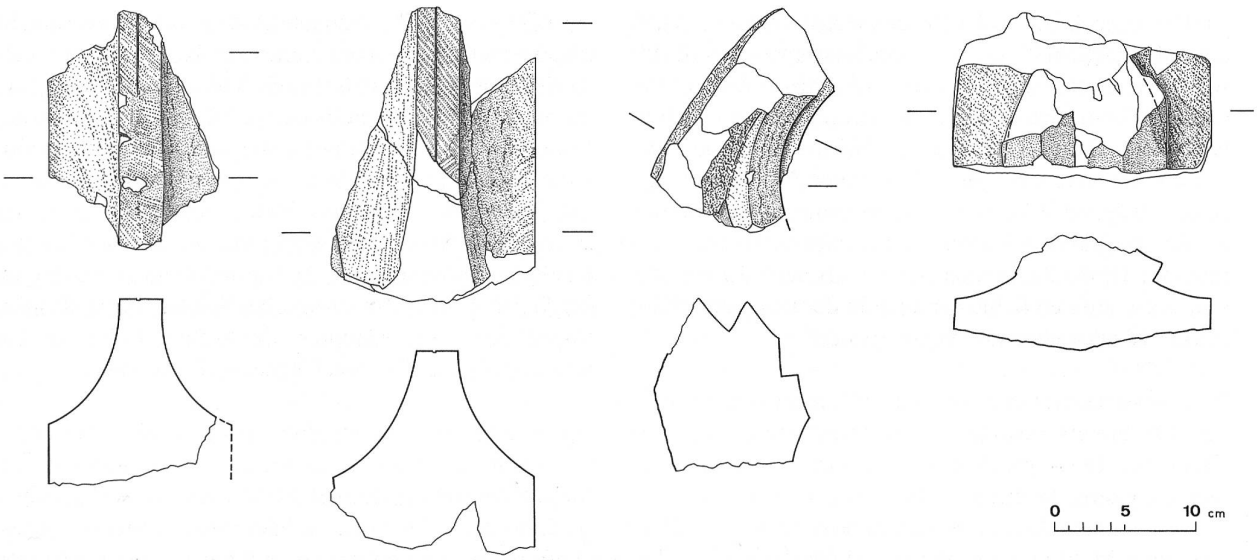

Abb. 43–46: Fragmente von Gewölberippen (43: Anfänger, Fnr. 36532; 44: Anfänger, Fnr. 36533 und 36534) und von Masswerkfenstern (45: Fnr. 36535; 46: Fnr. 36536). M. 1:5.

Fragmenten zusammengesetzte Werkstücke von Gewölbesteinen aus bläulichem Sandstein (Abb. 43 und 44).[77] Sie waren in der Südfassade vermauert. Im Querschnitt sind die Seiten zwischen einem Steg kräftig gekehlt.[78] Es handelt sich deshalb um Rippenstücke, obwohl in der Seitenansicht mit blossem Auge kein Bogenradius auszumachen ist. Daraus ist auf eine grosse Bogenspannweite zu schliessen, die eine Verwendung im Kreuzgangbereich eher unwahrscheinlich erscheinen lässt. Bei einem der Fragmente deutet eine Kante auf den Ansatz einer weiteren Rippe hin. Die Kehle unterscheidet sich deutlich von jenem der steiler gekehlten Gewölberippen des heutigen Baus und auch von jenen des Fenstermasswerks, wobei allerdings nochmals zu betonen ist, dass das Profil der Gewölberippen nur an einer Stelle dokumentiert wurde, so dass nicht zwangsläufig von einem repräsentativen Befund ausgegangen werden kann. Während die Lagerflächen der Fundstücke mit dem Zweispitz hergestellt und stellenweise mit der Glattfläche überarbeitet wurden, sind die Sichtflächen der Kehlen und des Steges mit einer Glattfläche von etwa 40 mm Breite bearbeitet. Der Randschlag der Kanten wurde mit einem etwa 15 mm breiten Meissel ausgeführt. Auf der Lagerfläche eingeritzte Konstruktionslinien fehlen. In der Längsachse des Steges haben die Werkstücke jeweils in der Mitte eine Anrisslinie.

77 Fnr. 36532 sowie Fnr. 36533 mit Fnr. 36534 zusammengesetzt, alle aus der Südfassade (ehem. Rückwand des Kreuzgangs), aus der Störung 31f.

78 Breite des Steges 3 cm. Ein entsprechendes Profil weisen die Rippen im Nordannex der Kirche von St. Johannsen auf. Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Landband II, Der Amtsbezirk Erlach, Der Amtsbezirk Nidau 1. Teil, von Andres Moser, Basel 1998, S. 145, Abb. 179b.

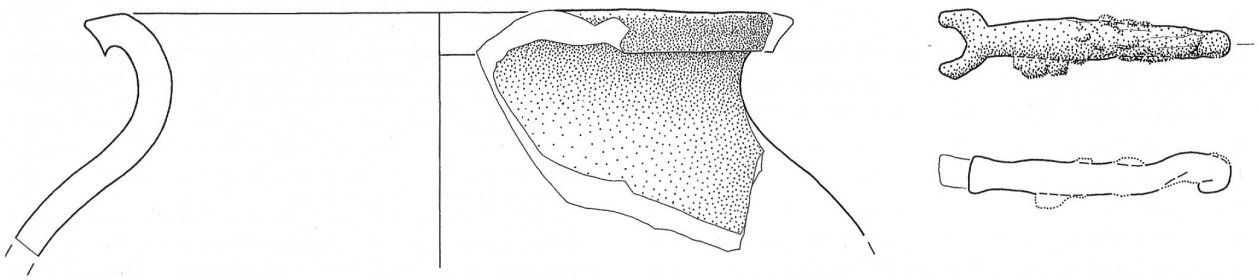

Abb. 47, 48: Fragment eines Topfes und eines Eisenriegels. M. 1:5. ER.

47 RS eines bauchigen Topfes mit schräg abgestrichenem, unterschnittenem Leistenrand. Schnell gedrehte, reduzierend hellgrau und hart gebrannte Irdenware mit feinen Glimmer- und mittelgroben Kieseleinschlüssen. Schulterpartie mit feuchtem Tuch glattgestrichen. – Fnr. 46010-1. – Schicht: aus Grabeinfüllung G 1. – Zeitstellung: zweite Hälfte 13. Jahrhundert – Weitere Fragmente derselben Art: Fnr. 4611-1.

48 Fragment eines Eisenriegels mit kleinem Haken und abgebrochener Öse. Eisen, stark korrodiert. – Fnr. 46017-1. – Schicht: aus Grabeinfüllung G 1. – Zeitstellung unbestimmt.

Da ihre Fugenfläche bezüglich des Steges in einem Winkel von etwa 63° liegt, können sie nicht als freie Rippenstücke in der Gewölbespitze verwendet worden sein. Vielmehr belegen die horizontalen Lager und weiter auch der Ansatz einer Nebenrippe, dass beide Fragmente zu einem Bogenanfänger gehören, welcher als Auflageblock des Gewölbes vorgesehen war. Sie bilden somit Elemente des sogenannten Tas-de-charge, der in der Regel mehrere Werkstücke umfasst und in der gotischen Architektur seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts mit horizontalem Lager konstruiert wird.[79] Da der Behau bei beiden Stücken unversehrt erhalten ist, möchte man annehmen, dass die Werksteine entweder in einem weit fortgeschrittenen Stadium der Herstellung oder, wahrscheinlicher, während des Versatzes zu Schaden kamen und deshalb anderweitig als Baumaterial wiederverwendet wurden.

Zwei weitere fragmentierte Fundstücke sind Teil der Bekrönung von kleinen Masswerköffnungen (Abb. 45 und 46).[80] Eines der beiden Stücke[81] ist in seiner ganzen Tiefe[82] erhalten und könnte zu einem Fenster gehören, wie solche in Verbindung mit Kreuzgangarkaden vorkommen. Die Aussenfläche des im Mauerwerk versetzten Gewändes weist einen leichten Mittelgrat auf und ist mit der groben Zahnfläche bearbeitet. Das Profil der Bogen als Ansatz einer Binnengliederung ist stets gekehlt. Für die Feinbearbeitung der Sichtflächen wurde am äusseren Bogen die Glattfläche verwendet, der innere Bogen ist zusätzlich geschliffen. Die Ansätze einer Binnengliederung lassen auf eine differenzierte Masswerkgestaltung schliessen. Das zweite Werkstückfragment dürfte aus einem anderen Zusammenhang stammen. Die gerundete Gewändeaussenseite ist wiederum mit der groben Zahnfläche bearbeitet und weist einen Mittelgrat auf. Die gekehlten Ansätze von Pässen der Masswerkgliederung sind geschliffen, ein Anschlag deutet auf eine Verglasung hin. Ausgehend von der Steinbearbeitung mit der Glattfläche ist für sämtliche Fundstücke eine Datierung nach der Mitte des 15. Jahrhunderts auszuschliessen.

Schlussfolgerungen

Bei den jüngsten archäologischen Untersuchungen an der Kirche des ehemaligen Prämonstratenserstiftes Gottstatt handelte es sich um einen «Blick durch das Schlüsselloch». Es erstaunt keineswegs, dass damit keine eindeutige Antwort auf die Frage nach der Zeit der Entstehung des Bauwerks gegeben werden kann. Die mit diesem Bauwerk verbundenen Probleme sind zwar nicht gelöst, doch erlauben einige Beobachtungen, der bisherigen Baugenese gewichtige neue Gesichtspunkte entgegenzusetzen und – vor allem – das Schiff der teilweise noch bestehenden Anlage besser zu verstehen. Eine sichere Anwort auf die aufgeworfenen Fragen werden erst eingehende Forschungen am übrigen aufgehenden Bestand und im Boden erbringen können.

79 Mojon Luc, St. Johannsen – Saint-Jean de Cerlier. Beiträge zum Bauwesen des Mittelalters aus den Bauforschungen in der ehemaligen Benediktinerabtei 1961–1984, Bern 1986, S. 87–104.
80 Fnr. 36535 und Fnr. 36536, beide aus dem Schutt auf dem Dachboden über dem Gewölbe (16a). – Oben und unten befinden sich jeweils Bruchflächen.
81 Fnr. 36536.
82 Etwa 19 cm.